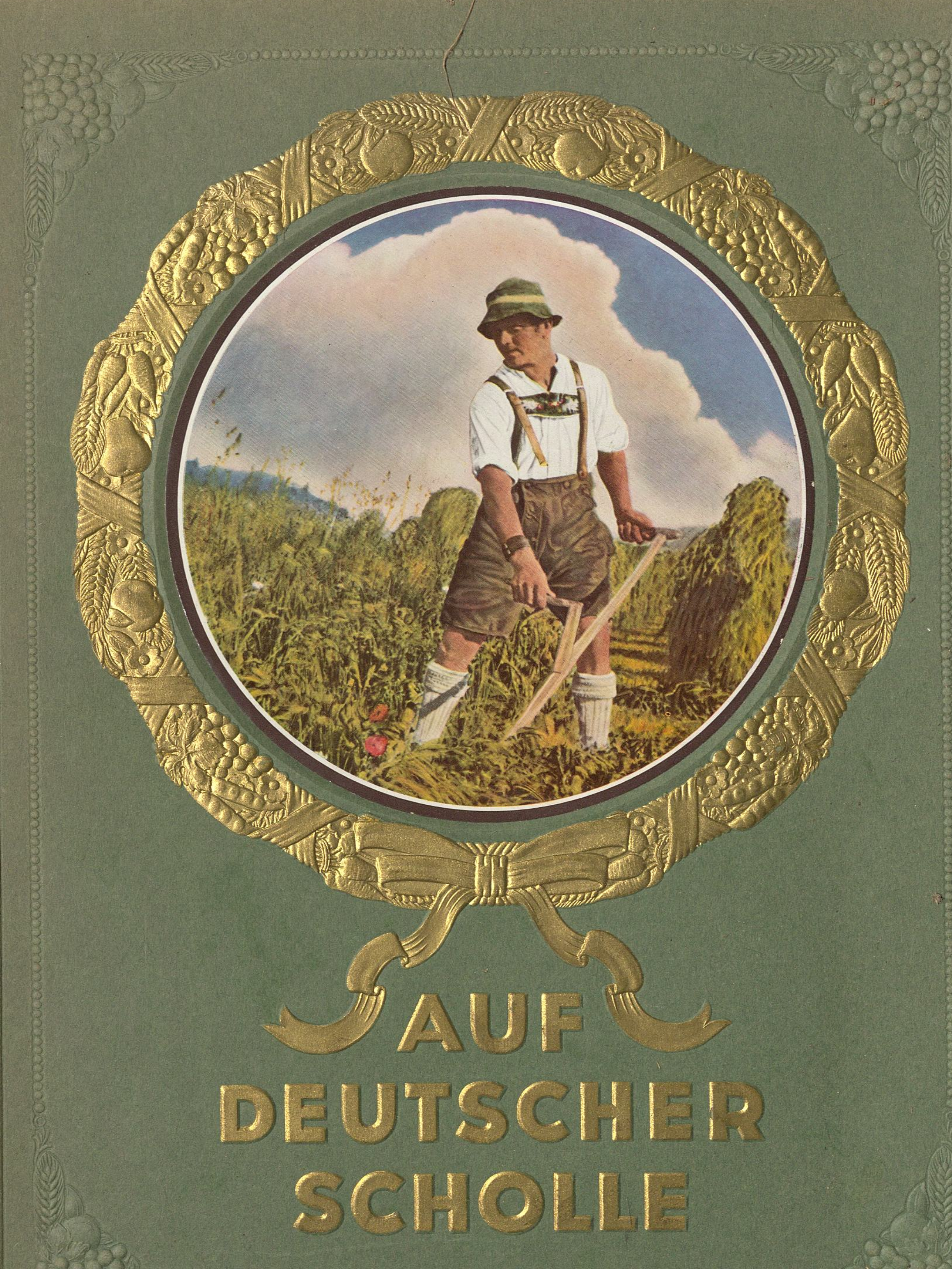
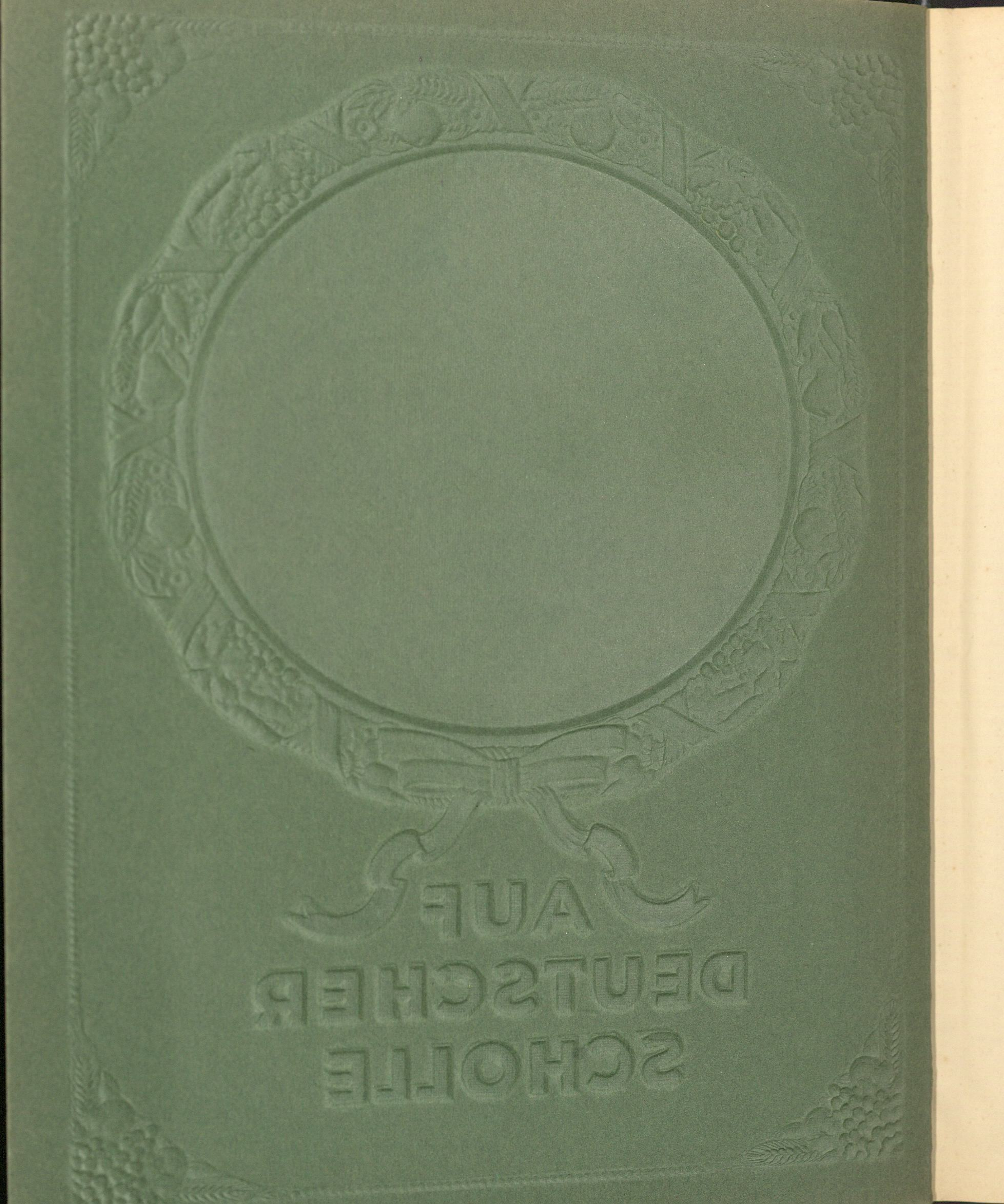

AUF
DEUTSCHER
SCHOLLE



Auf deutscher Scholle

von

Hans von der Nordmark

Wir pflügen, und wir streuen
den Samen auf das Land,
doch Wachstum und Gedeihen
steht nicht in unsrer Hand.

Heinz Bennemann
Nr. 19

Inhaltsverzeichnis

Aus Dithmarschens großer Vergangenheit

Es ist im Jahre 1500. In Neumünster, der Stadt auf der Geest, wimmelt's in den letzten Januartagen von mancherlei Kriegsvolk. Der dänische König und sein Bruder, der Herzog Friedrich, halten Heerschau. An die 15000 Mann sind dort versammelt, darunter die gefürchtete schwarze Garde unter ihrem Führer Thomas Slenz. Der schleswig-holsteinische Adel stellte 900 Pferde und Reiter. Die dänische Ritterschaft ist mit 800 Kämpfern am Platze. Den größten Teil der Kriegsmacht aber bilden die Bürger und Bauern aus den Herzogtümern Schleswig und Holstein.

Die prunkhaften Tage verstreichen. Die Führer sind hoffnungsfroh, denn mit der hier versammelten Macht



Dithmarscher Landessiegel

wird es ein leichtes sein, die steifnackigen Bauern im Dithmarscher Land zu bezwingen. Auch der Wettergott meint es gut. Seit Wochen ist Frostwetter, und die gefährlichen Wege der Marsch tragen spielend das Heer und den Troß. Die Dithmarscher finden keine fremde Hilfe. Nur wenige Söldner sind geworben zur Verteidigung Meldorfs. Man vertraut auf die eigene Kraft, und auch das drohende Wort, das von Mund zu Mund läuft: „Wahr di, Buur, de Gar de kummt!" kann den Mannesmut der kampferprobten Bauern nicht erschüttern.

Am 11. des Hornung überschreitet das fürstliche Heer die feindliche Grenze, und zwei Tage später erfolgt der Angriff auf Meldorf. Die angeworbenen Söldner fliehen, die Stadt wird eingenommen, und ein grauenhaftes Morden beginnt. Die entmenschten Söldlinge schonen weder Weib noch Kind.

> Sie slogen de kleinen Kinder dot,
> de Schilt vlot in dem Blode rot:
> dat mochte wol Gott erbarmen!

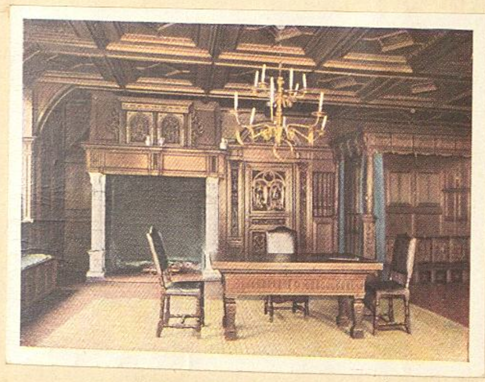
Man plündert den Ort und die umliegenden Dörfer, und der Abendhimmel loht im Feuerschein. Drei Tage



Die Schlacht bei Hemmingstedt

hausen die Sieger im Städtchen, und die Kunde von ihren Untaten dringt von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf. So manche schwielige Bauernfaust ballt sich, und mancher Racheschwur fließt über bärtige Lippen, denn jede Sippe hat in Meldorfs Gassen Tote zu beklagen und zu rächen.

Am 17. Februar erfolgt der Abmarsch nach Norden, nach Heide. Das Wetter ist völlig umgeschlagen. Der West jagt dunkle Wolken am Himmel daher, und Regen, Hagel und Schlackschnee peitschen die Erde. Der Marschall von Ahlefeld warnt vor dem Aufbruch an solch grausigem Tage. Doch der König befiehlt, die Heersäule



Der Swynsche Pesel



Marcus Swyn und Frau

ordnet sich, und langsam geht's hinein in die Marsch, hinaus auf die schutzlose Ebene, vom Winde umtobt, vom Wetter umsprüht. Die Spitze bildet die Garde. Dann folgen die Bürger und Bauern auf grundlosen Wegen zwischen blinkenden Gräben. Die Ritter auf schweren Gäulen schließen sich an, und den Schluß macht der unermeßliche Wagentroß.

Plötzlich gibt's in dem Zuge eine Stockung, von der Spitze her erdröhnt Kanonengebrüll. Dort haben die Bauern eine Schanze errichtet, und ihr Geschütz reißt furchtbare Lücken in die Reihen der Garde. Man überbrückt die Gräben mit Speer und Faschinen, man richt von dem Kampf eilen die Sippen heran und greifen mit ein in die Vernichtungsschlacht. Das zweite Treffen des fürstlichen Heeres leistet nur geringen Widerstand. Auch die Ritter und Herren in blinkender Rüstung auf mutigen Rossen unterliegen gar schnell in dem Unglücksgelände. Eingekeilt auf engem Raum fehlt ihnen Bewegungsfreiheit zum Gebrauch der Waffen. Sie enden unter Axt und Speer, oder die Gräben geben ihnen ein nasses Grab. Auch der Marschall Hans von Ahlefeld führt hier die Freveltaten des Lebens mit dem Tode, den Danebrog, das Banner des dänischen Reiches, in der starr verkrampften Eisenfaust.

Nr. 5

Der Peter Swyn-Stein

Nr. 6

Der Nanne-Stein

drängt von dem Todesweg ins Feld und versucht von dort die Schanze zu umgehen, man verbreitert die Schlachtordnung, wild tobt der Kampf.

Da brechen hervor aus sicherer Deckung dreihundert Bauern unter Wulf Isebrand, zum Äußersten bereit, und jeder setzt das Letzte ein. Doch zweimal müssen sie der Übermacht weichen, die Garde wankt nicht, es geht ums Leben! Unterdessen haben die Deichwachen die Schleusen geöffnet, und der eisige Nordwest treibt die Wasser über das Land. Bald gleichen die Fennen an den Seiten des Weges einem weiten See, einem wallenden Meer. Die blinkenden Wasser, die trügerischen Gräben, sind die Helfer der Bauern in ihrem Verzweiflungskampf. Ohne Sturmhaube und Harnisch, ohne Schild und Schuh stürzen sie neu hinein in die Reihen der Feinde, in denen ungeheure Verwirrung herrscht. Der lange Reimer von Wiemerstedt schlägt den Junker Slenz vom Gaule. Er jagt dem Gefallenen den Speer in die Brust und stößt den Röchelnden in den Graben.

Der Führer ist tot, die Schlacht ist gewonnen, die Garde flieht, nur wenige entkommen! Die Bauern springen mit dem „Kluverstaken" über die Gräben, und mancher Flüchtling wird niedergemacht. Von allen Seiten bringen die Dithmarscher Hilfe. Auf die Nach-

Der kurze Wintertag geht dahin, die Dämmerung schleicht über das Land und endet in wenigen Stunden die blutige Schlacht. Die Hälfte des fürstlichen Heeres deckt die Wahlstatt. Zwei Grafen von Oldenburg sind unter den Toten. Manch holsteinisches Rittergeschlecht erlosch hier im Mannesstamm. Der König und der Herzog entkommen. Sie sammeln in Meldorf die Trümmer des Heeres und verlassen eiligst das Land.

Die Verluste der Dithmarscher sind gering. Ihre Beute an Geschütz und Waffen, an kostbaren Kleidern, an Silber und Gold ist groß. Auf den Troßwagen der Fürsten und Ritter sind die erlesensten Speisen und Weine verstaut. Sie geben eine billige Siegesfeier und schmecken den Bauern. In einem Spottliede aus der Zeit heißt es:

„Segget dem Könige gude Nacht, he heft uns braden Höner bracht.
Tastet to, gi leven Gesten; dit gift uns König Hans tom besten.
Gistern waren se alle rike, nu staken se hier in dem Schlicke.
Gistern vörden se einen hogen Moet, nu hacken ehn de Raven de Ogen ut."

Die Kirchen des Landes werden von den Siegern reich beschenkt. Der Danebrog mahnt als Siegeszeichen

Nr. 7

Dithmarscher Geschlechterwappen

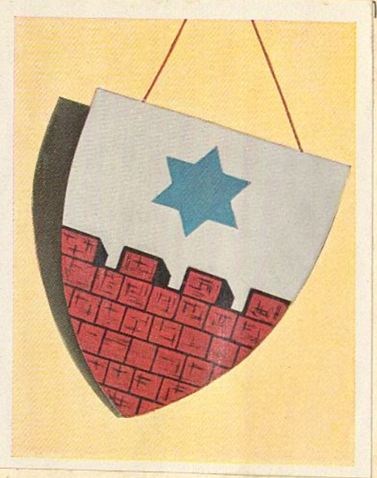
in Oldenwöhrden an die gewaltige Schlacht. Der Ruhm der Bauern wird weit bekannt. Man stellt sie den Spartanern gleich und besingt ihre Taten. Die Dithmarscher werden den süddeutschen Bauern zum Vorbilde, und man versucht auch dort, die unerhörte Fron der weltlichen und geistlichen Fürsten zu brechen.

Hemmingstedt — ein Ruhmestag aus Dithmarschens großer Vergangenheit! Auf dem Blutfelde, wo in drei Stunden ein mächtiges Heer von Bauernhand vernichtet wurde, steht heute ein riesiger Findling als Mal der Erinnerung an den Tag, wo Einigkeit und Mannesmut die Freiheit erfolgreich verteidigten. —

Der 17. Februar 1500 ist der Höhepunkt in Dithmarschens Glanzzeit. Die freien Bauern in der fruchtbaren Marsch erfreuen sich eines üppigen Wohlstandes, und die Kunde von ihrem Reichtum dringt weit über die Landesgrenzen: „Dithmarschen, det schölen Buren sin, it mögen wol wesen Herren!" Der Swynsche Pesel im Museum zu Meldorf ist ein Prunkstück des damaligen Kunsthandwerkes, und das Bild von Marcus Swyn und seiner Frau zeugt von gutem Kunstsinn. Auf den Kirchhöfen setzten die Geschlechter ihren Toten Grabdenkmäler von seltener Schönheit. Der alte Friedhof in Lunden besitzt noch heute manchen prächtigen Gedenkstein dieser Art. Ein schmaler Sandstein mit dem Gekreuzigten im oberen Felde erzählt von dem Achtundvierziger Peter Swyn, der auf einem Marschwege vor Lunden durch Mörderhand fiel.

Jahrhunderte hindurch waren die Dithmarscher in Geschlechtern straff zusammengeschlossen. Sie führten schöne Heerzeichen und Wappen, und die Woldersmannen waren so stark, daß sie 500 waffenfähige Männer ins Feld stellten. Auch die Itzemannen hatten ein eigenes Fähnlein von 300 Kriegern. Die Geschlechter waren also Wehrverbände, und sie erhielten Dithmarschens Freiheit. Als aber die Reformation ins Land kam, begann man auch die Reformierung der Geschlechter. Sie wurden zu Familienvereinen, die Geschlechtertage abhielten und sich in Zeiten der Not mit Geld und Gütern unterstützten, die Waffenhilfe aber wurde beseitigt. Damit schwand die Wehrfähigkeit des Volkes, und die Folge war der Verlust der Freiheit in der letzten Fehde im Jahre 1559.

Nr. 10

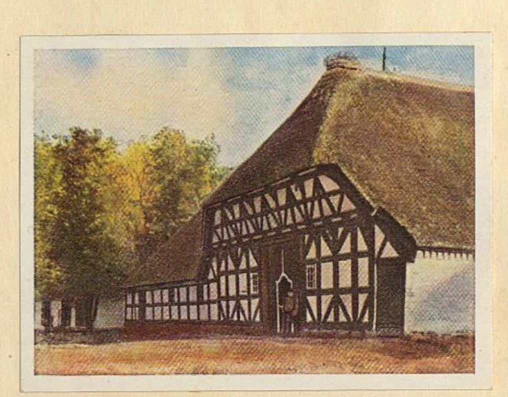




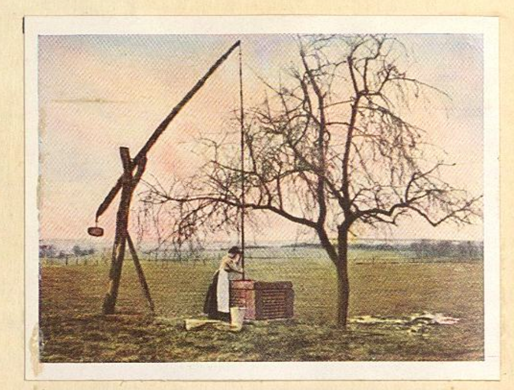
Dithmarscher Geschlechterwappen

Zur Vorväterzeit

Die alten niedersächsischen Bauernhäuser, die vor zwei Jahrhunderten und mehr ihren Baumeister fanden, sind selten geworden in dem Lande zwischen den zwei Meeren. Nur in wenigen Orten findet man noch die alten Bauten mit dem tiefragenden Strohdach und dem schönen Fachwerk. In der Nordseite des Hauses ist die große Tür, drei Meter breit und ebenso hoch. Manch voller Erntewagen ist in all den Jahren durch die Türöffnung auf die Diele gerollt. Die Diele liegt im Halbdunkel. Im Hintergrunde flackert auf offenem Herd das Holzfeuer unter dem rußigen Kessel. Der blaue Rauch zieht über die Lehmdiele und entweicht aus der Tür, oder er nimmt seinen Weg über den Boden und tritt durchs Eulenloch ins Freie. Im Winter hängen unter der Dielendecke die Schinken, Schultern und Speckseiten sowie Würste aus dem eigenen Betriebe und aus den Nachbarhäusern zur Räucherung.



Niedersächsisches Bauernhaus



Am Ziehbrunnen

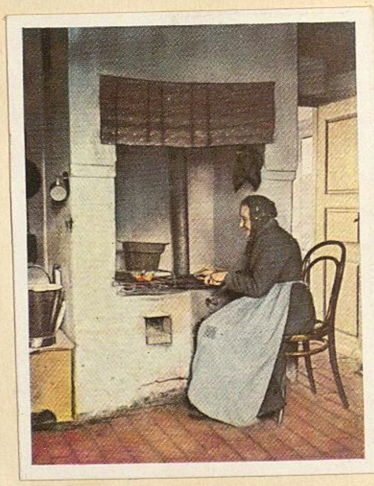
Die Diele ist der größte Raum des Hauses, die Hauptarbeitsstätte und der Ort der Familienfeste. Zur Winterzeit erklingt hier vom frühen Morgen bis zum versinkenden Tag der Taktschlag der Drescher. Bei Hochzeiten und Erntefeiern ist die Diele der Festraum, und auch die Toten werden hier eingesegnet zur letzten Fahrt auf dem mit Grün geschmückten Ackerwagen zum Friedhof.

Links von der Diele stehen die Kühe, rechts haben die Pferde ihren Platz. Über dem Viehstall ist ein niederer Boden. Der Zwischenraum zwischen diesem und dem Hängeboden heißt „de Hill".

Hier lagert gedroschenes Stroh und Heu.

Rechts und links von dem Herd am Dielenende, der mit einem Schwibbogen überwölbt ist, sind zwei offene Räume, die „Göt" und „Hörn". In der „Göt" oder Küche steht blankes Messinggeschirr, einige alte Zinnteller und Krüge, dazu bunt bemalte Schüsseln aus Steingut auf einem rauchgebräunten Schüsselreck. Sie bilden den Stolz der Hausfrau. Von der Küche führt eine Tür ins Freie, „de Blangdör". Dieser Weg nach draußen wird oft benutzt, denn in der Nähe des Hauses ist der Ziehbrunnen, der das Wasser für die Wirtschaft liefert. Der „Soot" ist acht Meter tief; seine Wände sind aus Felsen gesetzt.

Links vom Herd ist die „Hörn", ein offener Raum zur Diele. Hier steht ein eichener, massiger Tisch, ferner Truhen mit Schnitzwerk und Bänke. Oft sind hier die Wandbetten eingebaut. Im Sommer ist es der Eßraum der Familie. Ganz hinten im Hause sind zwei Stuben. Die Fußböden sind aus Lehm oder roten Ziegelsteinen und werden mit weißem Sand bestreut. Unter den Fenstern ist eine lange Bank. Das Sitzbrett kann aufgehoben werden; der so geöffnete Innenraum dient als Truhe. An den Wänden hängen einige Bilder und das Pfeifenbrett, das die Hausfrau ihrem Manne als Braut stickte und schenkte. Auf einem „Tresor", einem dreieckig geformten Wandbrett mit mehreren Borten,

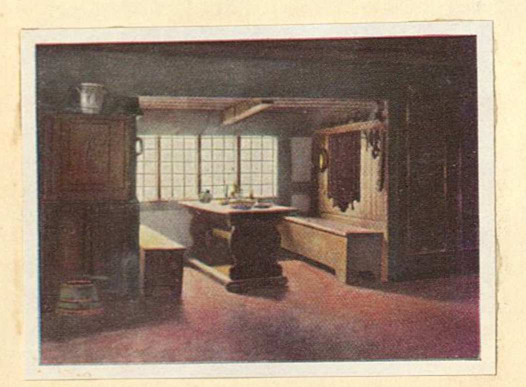


Am offenen Herd

sind die besten Tassen zur Schau gestellt. An der Zwischenwand der beiden Stuben sind zwei Betten eingebaut, verdeckt durch bunte Vorhänge. Zwischen den

Betten tickt die Wanduhr im Kasten. An der Herdwand steht der „Beileger", der vom offenen Herde geheizt wird. Die Wandflächen des Ofens sind mit Bildern aus der biblischen Geschichte verziert. Auf den vorderen Ecken des Ofens sind zwei Messingknöpfe angebracht, an denen im strengen Winter der alte Großvater sich die Hände wärmt. Auf dem Ofen wird das Essen warm gehalten, überdeckt von einer kunstvoll gearbeiteten Messingstülpe. Neben der Stubentür ist ein Fenster, das einen Überblick über die Diele gestattet.

Für die heutige Zeit paßt diese Bauweise nicht mehr. Die Bodenerträge und der Viehstapel sind größer geworden, auch der Schweinebestand erfordert andere



Wohnraum an der Diele (Sittels)

Baulichkeiten. Man hat viele Bauversuche gemacht, und manches unschöne Haus ist entstanden, das das alte Dorfbild entstellt. Es ist deshalb zu begrüßen, daß die Bauvorschriften und Bemühungen des Heimatschutzes sich die Aufgabe gestellt haben, neben dem Praktischen auch das Schöne beim ländlichen Hausbau zu berücksichtigen.

Einfach und dauerhaft war die Wohnungsausstattung der Vorväter, und manche Truhe hat sich als Erbgut in den Familien erhalten, die das nötige Verständnis für die Welt der Vorfahren zeigten. Es ist aber auch lohnend, einen Blick auf die Lebensführung der Bauern in der Vergangenheit zu werfen, um zu einem Vergleich mit der Gegenwart zu gelangen. Wir greifen ein Jahrhundert zurück und lassen uns von den Beobachtungen eines Wanderers erzählen, die dieser im Holstenlande machte:

„Begegnen wir auf dem Wege zur Stadt dem Manne mit dem kleinen schmalrandigen Filzhut, blauer Jacke von eigengemachtem Zeuge über der rotbunten Weste aus ähnlichem Stoffe, gelben ledernen Beinkleidern und Krempstiefeln, und seiner Antje mit der flach am Kopfe liegenden, mit Flittern gestickten Mütze unter dem mit Fransen besetzten Wachstuchhute, dem großen silbernen Brustschilde, worin Glassteine eingefaßt sind, blauer Jacke und gestricktem Rocke, beide aus eigengemachtem Zeuge, Schuhen mit großen silbernen Schnallen, so sehen wir das Paar in seiner echten Landestracht. Der Bauer ist ein guter Landwirt, arbeitsam, sparsam, abgehärtet und kräftig. Obgleich er bemittelt ist, kennt er keinen Aufwand. Er hält nicht auf Überfluß in Bett- und Leinenzeug und teurem Hausgerät, wohl aber auf gute Pferde. Er beachtet strenge den Besuch der Kirche, hält auf Zucht und Ordnung im Hause und überschreitet bei der Wahl der Hausfrau nicht gern die Grenzen des Amtes."

Die Kleidung von Mann und Frau bestand aus eigengemachtem Zeug. Jeder Bauer säte seinen Flachs, und im Winter saß die Hausfrau mit dem Mädchen allabendlich am Spinnrad. In manchen Häusern klapperte der Webstuhl. Andere wiederum schickten das gesponnene Garn zum Dorfweber, der Leinewand daraus wob zur Herstellung von Kleidung, von Bett- und Leibwäsche. Im Essen und Trinken waren die Bauern vor hundert Jahren nicht verwöhnt. Die derbe Kost wurde aus dem bereitet, was der Boden lieferte und die Viehhaltung brachte. Eine Abwechslung in dem Einerlei gaben die Familienfeste, auf denen man Aufwand trieb.

Das Hochzeitsessen wurde bereits am Tage vor dem Fest vorbereitet, die Nachbarinnen halfen. Ein Ochse war geschlachtet, Buchweizengrützwurst wurde gemacht, Pflaumen gekocht und Klöße gerollt.

Am Hochzeitstage kochte in kupfernen Kesseln über einer Grube neben der Seitentür die Fleischsuppe. Zum Frühmahl gab's Warmbier mit eingebrocktem Feinbrot und Grützwurst mit geschmolzener Butter und Sirup.

Nach der Frühkost fuhren das Brautpaar, die Trauzeugen, Brautjungfern und Musikanten zur Kirche.

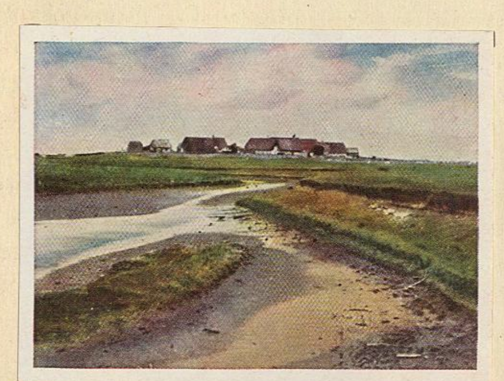
Nr. 17

Die Spinnerin

Nach der Rückkehr wurde zum Mittagessen gerüstet; es gab Suppe mit Klößen und Feinbrot mit Butter. Am Abend wurde Suppenfleisch mit dicken Erbsen und Pflaumen gereicht und um die Mitternacht Reis mit Rosinen. So wurde gefeiert bis zum Morgen. Ja, andere Zeiten, andere Sitten!

Bei den Inselfriesen

Es ist in der Nacht vom 11. zum 12. Oktober des Jahres 1634. Der Westwind wütet und wirft die brüllenden Wogen der Nordsee gegen die steilen Deiche des alten Nordstrand. Aus den Fenstern der Häuser in Marsch und Moor dringt flackernder Lichtschein. Die Frauen und Kinder sitzen mit bangen Gesichtern am Eßtisch, und manche Hand faltet sich zum Gebet. Der Sturm springt heulend ums Haus, und Regen und Hagel peitschen die Scheiben. Die Männer sind längst am Deich, denn in dieser Sturmnacht wird jede kräftige Manneshand gebraucht zur Abwehr der wilden Wasser.



Die Halligwarft

Langsam schleichen die Stunden dahin, Mitternacht ist vorüber. Der Sturm wird zum Orkan, die Flut zur Springflut. Die gierigen Wogen greifen über die Deichkrone und nagen sich ihren Weg in das weite Land. Die Bauern und Knechte kämpfen vergeblich gegen die fressenden Wasser, die tosenden Fluten. Die menschliche Kraft unterliegt der Gewalt der entfesselten Natur, der mordenden Nordsee. Der Deich zerbricht, der Weg ist frei, die Wogen stürzen in das reiche Land und vollenden dort ihr Vernichtungswerk. Die Wellen zerschlagen die Häuser. Das Vieh ertrinkt in der Stallung, und 6408 Bewohner Nordstrands finden in der Flut ein nasses Grab.

Die furchtbare Nacht geht dahin, der neue Oktobertag beleuchtet ein Bild der Verwüstung. Der Seedeich der Insel ist an 44 Stellen gebrochen. 6 Glockentürme der Inselkirchen sind zerstört, 30 Windmühlen vernichtet, 50000 Stück Vieh ertrunken. Die schöne Insel Nordstrand ist zum großen Teil verschwunden. Wo einst auf fruchtbaren Fennen das Vieh weidete, braust die See, ist zur Ebbezeit das graue Watt.

2600 Menschen retten sich in der Unglücksnacht. Viele wandern aus nach der Uckermark und nach Holland, doch manche bleiben und schaffen sich in zäher Arbeit eine neue Lebensmöglichkeit. Der Reichtum des Landes aber ist für lange, lange Zeit dahin.

Die Chronisten der Zeit wissen viel von den hohen Bodenerträgen und dem Leben der Bewohner vor der Flut zu berichten. Die fruchtbaren Äcker bringen zwanzigfältige Frucht, und die fetten Ochsen und Hammel sind berühmt und gesucht. Die Lebensweise auf den Marschhöfen kennzeichnet den Wohlstand.

Die verheerende Flut mit ihren Nachwirkungen aber führt zur Vereinfachung der Lebensführung. Die Erträge des Bodens sind vermindert, der Viehbestand verringert, die Deichbauten bringen starke Lasten. So mancher Inselbewohner und Halligmann wechselt seinen Beruf. Man wendet sich der Seefahrt zu und

Nr. 19

Die sterbende Insel

fährt vorwiegend auf holländischen Schiffen in das Eismeer zum Walfang. Bald sind die Inselfriesen gesuchte Seeleute, die oft zu Offizieren und Kapitänen aufrücken. Wenn sie im Herbst nach langer Fahrt aus dem hohen Norden heimkehren, dann bringen sie ein nettes Sümmchen nach Hause und verleben behaglich im Kreise ihrer Familie den Winter und erübrigen sich noch einen guten Spargroschen.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erreichte die Grönlandfahrt zum Walfang ihren Höhepunkt. Fast ein Viertel der Bewohner mancher Halligen verbrachte den Sommer auf Schiffsplanken. Als der Walfischfang nicht mehr lohnte, fuhr man auf deutschen, englischen und holländischen Handelsschiffen, und auch diese Zeit lebt heute noch in der Erinnerung der Halligbewohner. In den Kirchen der Inseln hängen die Symbole der Schiffahrt, die Modelle von Kriegs- oder Handelsfahrzeugen. So manches Erinnerungsstück aus längst vergangener Zeit befindet sich heute noch in den Hallighäusern: Vasen und Tassen aus feinem Porzellan, Muscheln aus fernen Ländern, Uhren und Schnitzwerke. Auch manches gerahmte Aquarell von Segelschiffen ziert die Halligstube. Auf den Friedhöfen stehen prächtige Grabsteine, die von dem Leben und Wirken der dort Ruhenden erzählen. Auf der Insel Hooge ist uns das Wohnhaus des Kapitäns Tade Hans

Bandix aus dem Jahre 1766 erhalten, der sein Vermögen auf dem Meere erwarb, und dessen Wohnraum, der prachtvolle Königspesel, weithin bekannt ist.



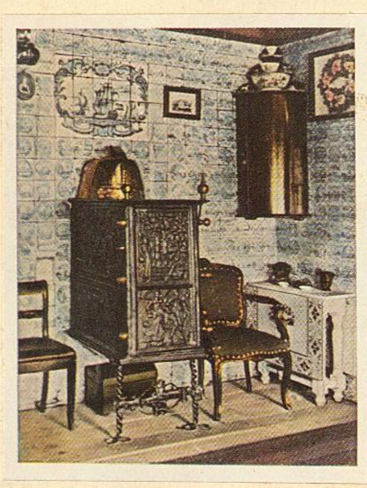
Die Inselkirche

Heute sind die Verhältnisse auf den Inseln wesentlich anders geworden. Die Schiffahrt, die durch zwei Jahrhunderte einen großen Teil der männlichen Bevölkerung beschäftigte und manches Opfer forderte, ist aus ihrem Leben zurückgetreten. Aufzucht des Viehs und Verarbeitung seiner Erzeugnisse steht wieder im Mittelpunkt des Wirtschaftslebens. Die Lebensführung der Inselfriesen ist sehr einfach. In manchen Häusern kommt frisches Fleisch ganz selten auf den Tisch. Die Einförmigkeit der Kost wird unterbrochen durch die Erträge aus der Jagd auf Seevögel und durch den Fang von Schollen und Garnelen. Auch aus Wildgemüse weiß man schmackhafte Gerichte zu bereiten. Um die Pfingstzeit wird der Meerstrandswegerich wie Spinat gekocht, und Möweneier geben die Zukost. Durch die Einfachheit im Essen, Trinken und Kleidung sind viele Familien zu einem bescheidenen Wohlstand gelangt.

Die Regierung des Dritten Reichs bringt der Inselwelt im Wattenmeer stärkstes Interesse entgegen. Man ist auf die Verbesserung der Erwerbsbedingungen der Bevölkerung bedacht und versucht, durch Dämme die Halligen zu erhalten und die Bildung von Neuland zu fördern. Der Freiwillige Arbeitsdienst ist hier eingesetzt, und was die Nordsee durch die furchtbaren Fluten der vergangenen Jahrhunderte an Kulturland fraß, wird in hartem Schaffen zurückgewonnen. Langsam geht die Landgewinnung, aber sie schreitet unaufhörlich fort, denn die Menschenhand greift fördernd ein. Wo heute noch zur Flutzeit die Wogen branden, wird über Jahr und Tag der Pflug seine Furchen ziehen.



Bockmühle auf der Hallig



Der Königspesel



Friesin in Festtracht

Hinterm Nordseedeich

Von der Mündung der Ems im Westen bis zur dänischen Grenze im Norden schützen mächtige Deiche, an denen Jahrhunderte bauten, die fruchtbare Marsch gegen die gierigen Fluten der Nordsee. Das Land hinter dem Deich ähnelt sich in allen diesen Gebieten. Es ist eben und waldlos, nur die größeren Höfe sind von einem kleinen Baumbestande umgeben zum Schutz gegen den Westwind. In manchen Gegenden wird nur Weidewirtschaft getrieben. Seit hundert Jahren und mehr wurden die Fennen dort niemals vom Pfluge berührt. In anderen Landstrichen wird der Kornbau bevorzugt, und er liefert auf dem schweren Kleiboden riesenhafte Erträge. Auch dem feldmäßigen Gemüsebau hat man sich zugewandt, und die Großstädte im Reich werden von hier aus versorgt.

Dort, wo die Eider ins Meer mündet, liegt das Städtchen Tönning. Wir besuchen's und machen von dort unsere Wanderungen, um die Landschaft kennenzulernen und um einen Einblick in das Leben der Bewohner zu gewinnen. Tönning hat seine Geschichte, und der Trinkspruch von Martje Floris, der noch heute in Eiderstedt gilt, entstand, als die Schweden im Jahre 1713 vor der Festung lagen. Damals hatte eine Gesellschaft von feindlichen Offizieren auf einem Hof in einem nahen Dorfe Quartier genommen. Sie ließen Wein auftragen, setzten sich an den Tisch und zechten und lärmten, ohne auf die Hausgenossen zu achten, als wären sie selber die Herren.

Nr. 24

Bild leicht an den 4 Ecken ankleben, Klebstoff dünn auftragen, unter Verwendung der für diese Zwecke in den einschlägigen Fachgeschäften erhältlichen Klebstoffe

Vollblut-Shorthornstier

Martje Floris, die kleine zehnjährige Tochter, stand dabei und sah mit Unwillen und Bedauern dem Treiben zu, weil sie der Trübsal ihrer Eltern gedachte, die ein solches Leben in ihrem Hause dulden mußten. Da forderte einer der übermütigen Gäste das Mädchen auf, heranzukommen und eine Gesundheit auszubringen. Martje Floris nahm das Glas und sprach:

„Jt gah uns wol up unse ole Dage!"

Seit der Zeit trennen sich in Eiderstedt selten Gast und Wirt, ohne des Mädchens und seines Trinkspruchs zu gedenken. Der Wunsch des Mädchens ist wohl verständlich, denn die Vorväter haben schwer kämpfen müssen, immer mit der Nordsee und oft mit den Nachbarn, die Einfälle unternahmen in das reiche Land. —

Ein blanker Maimorgen bricht an. Wir stehen auf dem Deich und lassen uns von der Seeluft umfächeln. Links ist das weite Watt, grau und tot, nur einige See-



Schafe und Lämmer

vögel suchen dort ihre Nahrung. Rechts dehnt sich die Marsch in unübersehbarer Weite bis zu den fernen Höhen im Osten, die im Dunst verschwimmen. Der weite grüne Plan ist übersät mit bunten Farbenklecksen: es ist das Rindvieh, die Shorthornrasse, das dort zu Tausenden und aber Tausenden weidet. Massig und tief sind die Körper der Tiere, und nach beendetem Weidegang werden viele von ihnen als beste Marschochsen auf den Husumer Fettviehmarkt kommen. Vor vielen Jahren führte man die Rasse aus England ein. Heute erreichen die führenden Züchter Eiderstedts Leistungen, die kaum noch zu überbieten sind. Neben dem Shorthornvieh wird manche Fenne auch mit schwarz- und rotbunten Rindern beschlagen, die vom Mittelrücken und sogar von der Ostküste kommen, denn viele Altweiden sind von Bauern aus diesen Gegenden gepachtet. Auch die Schafe sind nicht selten in diesem Gebiet. Auf den Außendeichsländereien sieht man sie in größeren Herden. Es ist ein prächtiges Bild, wenn im Vorfrühling die Mutterschafe mit ihren Lämmern die Weiden beleben. Eine Gefahr für den Schafzüchter sind die wildernden Hunde, die oft furchtbar unter den Tieren hausen.

Wir wandern landeinwärts auf dem festen Marschwege dem fernen Dorfe zu. Heute ist die Straße zwischen den Gräben trocken und hart wie eine Lehmdiele. Wenn aber der Regen anhaltend die Fluren peitscht, wird sie grundlos, wie der Volksmund zu sagen pflegt.

Die Fennen und Gräben am Wege bieten Augenweide. Der Kiebitz gaukelt über den Fluren; er hat sicher schon Junge. Nach den hohen Pappeln dort drüben streicht ein Graureiher. Er kommt vom Watt und sammelte dort für die Brut, die in dem Neste giert, oder er fischte in den Abzugsgräben. Baumarm ist die Marsch, und

Nr. 26

Der Marschbauer

doch gibt's hier eine starke Reiherkolonie mit vielen Nestern. Der sonst so vorsichtige Vogel hat hier seine Scheu abgelegt, er wird geduldet, der Fischdieb, in dem weiten, wasserreichen Revier.

Wir wandern weiter und kommen zu einem Hecktor vor einer Fenne, über das ein Bauer lehnt. Die Arme ruhen auf dem Querbalken, und er betrachtet mit Kennerblicken die Ochsen, die in dem kurzen, dichten Rasenteppich weiden. Wir bieten ihm den Gruß und kommen ins Gespräch. Es ist ein alter Marschbauer, der über dreißig Jahre seinen Hof bewirtschaftet hat.



Der Hauberg (Bauernhaus in Eiderstedt)

In den ersten Jahren war's schwer, denn fünf Geschwister erhielten ihr Erbteil aus dem Stammhof. Und wenn auch die junge Frau eine gute Mitgift in bar ins Haus brachte, es blieben noch reichlich Schulden, die verzinst und getilgt werden mußten. Bald aber kamen gute Jahre. Die verpachteten Weiden brachten alljährlich eine sichere feste Einnahme, und die Gräserei auf eigene Rechnung schlug ein. Die Schulden schwanden, der Wohlstand wuchs. Dann aber kam der Krieg, der ihn selbst für vier Jahre an die Front führte. Die tatkräftige Frau übernahm die Zügel der Wirtschaft, und wieder ging's aufwärts, doch nicht für lange, die Inflation fraß die ersparten Gelder. Und immer wilder und trostloser wurden die Zeiten. Die Gräserei lohnte nicht mehr. In manchen Jahren wurde für das Fettvieh nicht der Preis erzielt, der im Spätwinter und Frühling für das Magervieh angelegt war. Mit dem neuen Jahre aber kamen neue Hoffnungen, denn der Mensch hofft immer auf Besserung. Kredite wurden genommen, die Weiden wurden bejagt, und im Herbst war das Geschäft wiederum trostlos. So mancher Gräser von der Geest hat hier in den schlimmen Jahren sein Geld gelassen, und er bekommt es nie wieder. Wir Bauern aber mit eigenem Grund und Boden haben uns eine Schuldenlast aufgeladen, die die Söhne und Enkel erst tilgen können. Jetzt aber haben wir wieder Hoffnung, eine andere Zeit herrscht im Lande. — Wir kommen zum Hof des Alten, ein mächtiger Bau — ein „Hauberg", so sagt man in der Gegend —, der von früherem Wohlstande zeugt. Wir schreiten durch Döns und Pesel und freuen uns der schönen wuchtigen Raumausstattung. Ein erdverbundenes Geschlecht in reichem Land, auf fruchtbarer Marsch. Dann nehmen wir Abschied, und das Wort Martje Floris' begleitet uns an diesem sonnigen Maientag.

Nr. 28

Die Entwässerungsmühle

Im Schleswiger Land

Drei Landstriche sind es, die typisch sind für das Schleswiger Land. An der Nordsee die Marsch, in der Mitte die Geest und im Osten das wellige Hügelland. Die letzten beiden Gebiete sind lange besiedelt, und manches Denkmal aus grauer Vorzeit ist uns erhalten bis auf den heutigen Tag. In der Nähe von Schleswig sehen wir den Stadtwall von Haithabu, dieser berühmten Siedlung des 9. und 10. Jahrhunderts. Die Ausgrabungen in den letzten Jahren haben bewiesen, daß Generationen an dem mächtigen Ringwall, an dem eindrucksvollsten Bauwerk germanischer Frühzeit, gearbeitet haben. In den letzten Bauabschnitten schuf man einen Schutzwall aus Holz und Erde mit zwei Wehrgängen und breitem Sohlgraben. Die Beziehungen der Wikinger in dieser Zeit reichten weit, von Konstantinopel bis Nordamerika, von Nordafrika bis Grönland.

Aus dem gleichen Zeitabschnitt und aus derselben Gegend sind uns vier Runensteine erhalten, die uns von dem Sterben tapferer Helden in den blutigen Grenzkämpfen berichten. Zwei Steine sind dem König Sigtrygg von der Mutter geweiht. Die eine Inschrift lautet: „Asfrid, die Tochter Odinkars, machte dies Denkmal für Sigtrygg, den König, ihren und Gnupas Sohn.“

Der König Sven Gabelbart aber weihte seinem Gefolgsmann Skardi einen Findling mit der Runeninschrift: „Sven, der König, setzte den Stein für Skardi, seinen Gefolgsmann, der westwärts gefahren war, nun aber tot ward bei Haithabu.“

Verstreut im Lande liegen die Hünengräber, die die Sippen aus Liebe und Verehrung ihren Führern errichteten. Bald sind es mächtige Erdhügel, von Eichen überschattet, in denen die Totenkammern aus Feldsteinen erbaut sind. Dann wieder hat man Findlinge gesetzt, die einen gewaltigen Deckstein tragen. Es sind würdige Begräbnisplätze eines wehrhaften Geschlechts, und es lohnt sich wohl ein Rückblick in die ferne Zeit unserer Urahnen. —

Die Grenzmark des Nordens ist Jahrhunderte hindurch schwer umkämpft, und noch in neuester Zeit sind weite Gebiete durch den Machtspruch übermütiger Sieger verlorengegangen. Die harten Zeiten der Vergangenheit haben den Charakter der Bewohner geprägt. „Die ruhige, Gesetz und Ordnung liebende Volksnatur in diesem niedersächsischen Stamme, der feste Zusammenhalt des Familienlebens, Einfachheit der Sitten, Gottesfurcht ohne Scheinheiligkeit, glückliche Verteilung des Besitzes — alle diese Momente haben dem Schleswig-Holsteiner eine Kraft des Widerstandes, eine Zähigkeit im Ertragen verliehen, die ihresgleichen suchen.“ In jedem Jahrhundert sind die Bauern und Bürger des Landes sicher einmal verarmt. Was eine oder zwei Generationen in harter Arbeit erwarben, ward der dritten in wilden Kriegszeiten restlos geraubt. Auch das letzte Jahrzehnt hat auf den Höfen des Landes schwere Spuren hinterlassen, wie in so manchen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes, aber die Hoffnung lebt auf eine bessere Zeit.

Die Mitte des Landes, die Geest, ist eine weite, sandige Ebene, die die Gletscherwasser einst schufen. Der Boden ist wenig fruchtbar, und die Heiden und Moore widersetzen sich jeder Kultur. Und doch gibt's in dem Gebiet viele große Bauerndörfer mit wuchtigen Wohnhäusern und umfangreichen Wirtschaftsgebäuden, denn die Landschaft ist reich an Wiesen, durch die die Viehzucht gefördert und die Bauernhöfe lebensfähig werden. Die Pferdezucht wurde von jeher gepflegt im Lande. Manche züchten die schweren Schleswiger Pferde, die den Jüten ähneln. Auf den Gütern der Ostküste mit dem schweren Lehmboden sind sie stets anzutreffen, denn hier werden an die Zugkraft der Tiere hohe Anforderungen gestellt. Es ist sicher ein prächtiges Bild, wenn zur Erntezeit die mächtigen Kornwagen mit vier gleichgezeichneten Füchsen bespannt sind, die wuchtig dahintraben.

Heute ist die Rindvieh- und Schweinehaltung bei weitem vorherrschend. Vor 250 Jahren war es anders, da war das Pferd zahlenmäßig das häufigste Haustier, denn die Bauern im südlichen Schleswig hatten viele, viele Fuhren für die herzogliche Hofhaltung zu leisten. Bei der Knappheit von Heu und Stroh blieben die Gäule auch im Winter auf der Weide, und die Folge waren hohe Verluste durch den Wolf, der damals noch häufig war im Lande. Ein Amtsschreiber weiß aus dem Jahre 1675 zu berichten, daß allein in 19 Dörfern in wenigen Jahren 1275 Pferde von dem Grauhund, dem Wolf, gerissen wurden. Bei dem Rindvieh waren die Verluste geringer, weil es zur Winterzeit in die Stallung kam. Der Bauer hat also auch schon damals zweimal rechnen müssen.

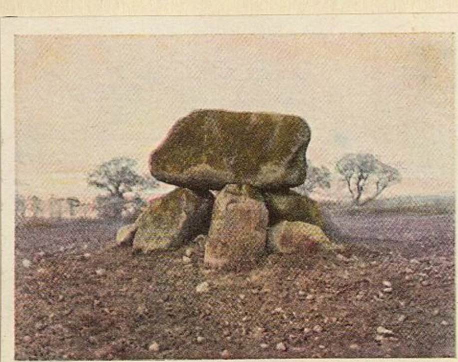
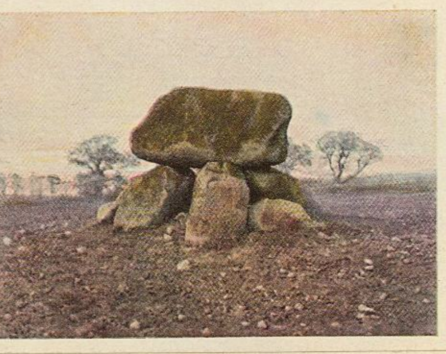
An Rindvieh werden in der Landschaft vier Rassen gehalten. Die Westküste und die angrenzenden Gebiete bevorzugen das Shorthornvieh für die Weidemast. In der Mitte des Landes sind die Rotbunten am stärksten verbreitet. Die Bauern betreiben hier Milchwirtschaft und Viehaufzucht. Die Landschaft Angeln zwischen Flensburger Förde und Schlei züchtet die älteste Rinderrasse, das rote Angeliter Vieh, eine ausgesprochene Milchleistungsrasse von geringerem Gewicht. Auf den großen Besitzungen im südöstlichen Schleswig werden vornehmlich schwarzbunte Rinder gehalten, die neben hoher Milchleistung zu einem bedeutenden Schlachtgewicht kommen. In dem ganzen Gebiet werden die Rinder vom Frühling bis zum Herbst zum freien Weidegang auf die Kleeschläge und Wiesen getrieben. Die Stallfütterung wird nirgends geübt. Die Einfriedigung der Felder, die Knicks mit dem hohen Buschwerk, die typisch sind für die Landschaft, bieten den Tieren Schutz bei jedem Wetter, sie spenden Schatten in der Sommersonne, sie geben Deckung bei Sturm und Regen.

Die Schweinehaltung wird nach zwei Richtungen betrieben. Viele Bauern sind auf Schweineaufzucht eingestellt und mästen nur für den eigenen Bedarf. Mancher hat in der Vorkriegszeit durch diese Wirtschaftsweise ein Vermögen erworben. Andere wiederum betreiben die Mästerei in großem Umfange, und die Könner und Kenner haben die Jahre mit den erbärmlichen Preisen ungeschwächt überstanden, viele aber sind verschuldet und verarmt. —

So ist der Landescharakter, so sind die Bewohner und so ist ihre Wirtschaftsweise!

„Min Heimatland an de Waterkant,
wenn de Storm för dull dörch de Eeken bruust
un de Seewind betsch in de Segel tuust
un bellt und blafft —
denn büst du Kraft.“

(Hornig.)

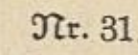



Das Hünengrab

Nr. 30

Bauernhof in Schleswig

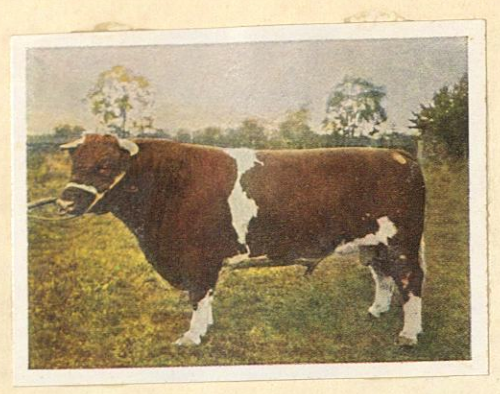
Nr. 31



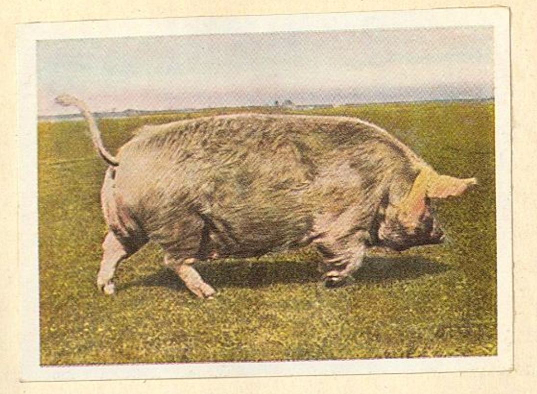
Schleswiger Kaltblut (Hengst)



Schleswiger Kaltblut (Stute)



Rotbunte Schleswig-Holsteiner (Stier)



Weißes deutsches Edelschwein

Im Holstengau

Die funkelnde Maisonne lugt mit ihrem Feuerblick über das Scharfenholz. Ihre Lichtfülle glitzert im Tau und glänzt auf dem Spiegel des Stoltenhofs, der schilfumrahmt hinter dem Hahnenholz träumt. Über dem Bramkamp dudeln die Lerchen. In den Hesteberger Tannen ruckst der Tauber. Auf dem Burggraben beim Gutshof im Tal rufen die Erpel. Ich schreite auf dem Tingfürther Kirchsteig bergauf, um die Höhe zu gewinnen und den Rundblick zu genießen. Die lachende Natur, das jubelnde Leben der Tierwelt in der Morgenpracht umfängt das Herz und beglückt die Seele, ja, herrlich ist das Holstenland. Aus dem Laube der Kastanien am Parkrande strahlen die Spindelblüten wie leuchtende Kerzen. Der Wiesengrund leuchtet in brennendem Gelb, in Weiß und Rot. Dann schweift der Blick in die Ferne nach dem Rapsfeld in seiner schreienden Blütenpracht vor der Waldung im Neulaub. In den Knicks schimmert der Schwarzdorn im Blütenschnee, und am Wiesenrande zeigt der Weißdorn seine Blütenfülle. Mehrhundertjährige Eichen säumen in lückenloser Reihe die Straße. Auf den Ackerflächen recken einzelne wetterharte Riesen ihre sperrigen Kronen in den blauen Frühlingshimmel. In den Gründen blinken die Karpfenteiche und dort drüben, vor der bewaldeten Hügelschwelle, der stille Landsee. Auf der Altweide steht die lange Reihe der schwarzbunten Rinder an der Kette im fußhohen Grase. Der Kuhhirte bewacht seine Herde vom grauenden Morgen bis zum sinkenden Tag. Über zweihundert schwere Kühe hat er zu betreuen. Er sorgt für Wasser und wechselt den Weideplatz. Morgens in aller Frühe, wenn sich kaum der Osthimmel rötet, kommen schon die Melker. Die Eimer und Milchkannen klappern, und in zweistündiger Arbeit sind die Flaschen gefüllt, die Kühe gemolken. Dann geht es heimwärts zum Gutshof, denn die Milch wird mit dem Frühzuge zur Großstadt geschickt. Früher war es anders, da wurde auf jedem Gute die Milch im eigenen Betriebe verbuttert und verkäst. Die Meiereimädchen der damaligen Zeit in ihren schwarzen Samtjacken und gestreiften Beiderwandröcken kennt man heute nicht mehr. Die Umstellung der Wirtschaft hat sie beseitigt.

Und weiter führt der Weg durch die lachende Flur. Aus dem Kleeschlage vorm Erlenbruch leuchten die Decken vom äsenden Rehwild. Über die Brache am Hesterberg zieht ein Rudel Damwild zu Holze. Abwechslungsreich ist das schöne Holstenland, die Holsteinische Schweiz: weite wellige, fruchtbare Ackerflächen, Wiese, Wald, Teich und See. Der Dichter Hermann Green, den längst der Rasen deckt, besingt die Heimat, als er an einem Pfingsttage vom Bungsberge aus den Rundblick über das Holstenland genießt:

„Klein sind deine Berge, du mein Heimatland.
Keine tiefen Schluchten, keine Felsenwand,
Gletscher nicht noch Ströme noch Lawinenschall,
Nirgends schaut das Auge wilden Wasserfall.
Dennoch preis' ich jubelnd deine stille Pracht,
Deine grünen Saaten, deiner Wälder Nacht.
Wechselvolle Bilder beutst du rings umher,
Und an deinen Grenzen rauscht das blaue Meer.
Mit der Schönheit Fülle hat dich Gott beglückt,
Hat mit holder Anmut lieblich dich geschmückt,
Lieblich, wie ein Garten ziert des Gärtners Hand.
Grüß' dich Gott, mein trautes, schönes Heimatland!"

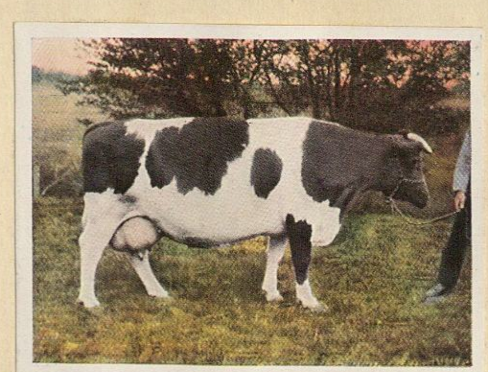
Wir verlassen das östliche Hügelland, nachdem wir noch einen Blick auf die Insel Fehmarn geworfen haben. Die ebene Insel, umspült von den Fluten der Ostsee, ist eine Kornkammer im besten Sinne des Wortes. Die Gerste, vollwertige Braugerste, und der Weizen liefern höchste Erträge. Die Zuchterfolge auf dem Gebiete der schwarzbunten Landesrasse sind weit bekannt. Vor kurzer Zeit erzielte noch ein einjähriger Stier fehmarnscher Zucht und bester Abstammung den hohen Preis von dreitausend Mark.

Nr. 35

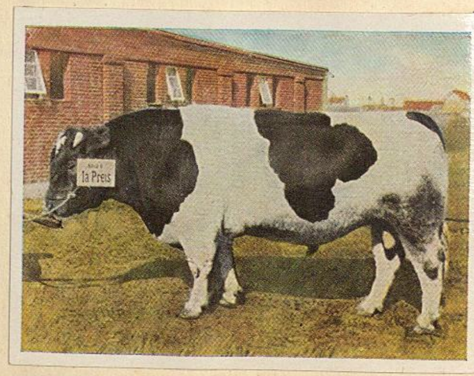
Am Wiesental



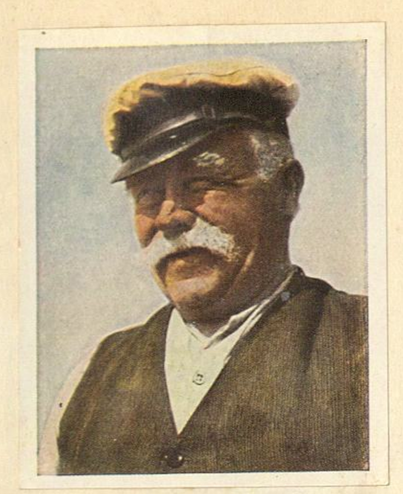
Der Raps blüht



Schwarzbunte Schleswig-Holsteiner (Kuh)



Schwarzbunte Schleswig-Holsteiner (Stier)



Der Erbhofbauer

Nr. 40

Holsteiner Pferde

Wir wenden uns der Landesmitte zu und kommen in bäuerliche Bezirke. Die Gutshöfe sind hier selten. Die schönen Dörfer zeugen von früherem Wohlstand, und die Pferde und das Rindvieh sind der Stolz der Besitzer. Auch die Rassezucht der Borstentiere steht hier in Blüte. Schauen wir uns einen Bauern an, der dreihundert Morgen und mehr sein eigen nennt. Hans Detlef, so wollen wir ihn nennen, sitzt auf einem Alterbhof, der sich fast vierhundert Jahre in der Familie von Vater auf Sohn vererbte. Wuchtig und schwer ist der Körper. Die Militärzeit führte ihn zur Garde, wie viele aus der Gegend. Die Pferde holsteinischer Zuchtrichtung haben es ihm angetan, und er hat manche Remonte geliefert. Wenn am Sonntag die nahen Verwandten aus den Nachbardörfern kommen, werden nach der Kaffeestunde die Drei- und Vierjährigen aus dem Stall gezogen und in jeder Gangart vorgeführt. Der Besitzer ist stolz auf seine Pferde, und er trennt sich beim Verkauf von ihnen mit schwerem Herzen.

Der Nachbar unseres Pferdefreundes hält's mit der Rindviehzucht, der Breitenburger Rasse. Durch drei Jahrzehnte hindurch hat er mit feinem Blick dasselbe Zuchtziel verfolgt und ist schließlich zu einer vorzüglichen Herde gelangt. Auf den Schauen im Reich erzielen



Bauernhaus auf der Geest

Nr. 42

Veredeltes Landschwein

seine Tiere stets höchste Preise. Trotz aller Leistungen und Erfolge aber ist er Bauer geblieben, ein Bauer, wie er sein soll: fleißig und sparsam, einfach und häuslich, willensstark und echt, froh der eigenen Scholle und getreu dem Wort: „Dien in Freiheit, freu dich der Arbeit!"

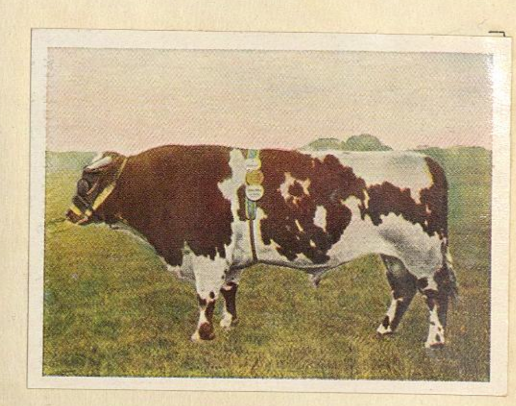
Der Kornbau im Lande ist eingestellt nach der Bodengüte. Auf dem leichten Sande des Mittelrückens sieht man noch immer die Buchweizenfelder wie zur Vorväterzeit, denn die Produkte aus dieser Getreideart kommen dort noch fast täglich auf den Bauerntisch. Die Buchweizengrütze ist in vielen Häusern die herkömmliche Abendkost. Der knusperige Buchweizenpfannkuchen wird gern gegessen, und zum Schwarzsauer in der Schlachtzeit dürfen die Buchweizenklöße nicht fehlen. Es ist eine derbe Kost, aber die Seeluft zehrt, und ein holsteinischer Magen kann alles vertragen. —

In der Kate des Uhlenhofs am Dorfrande sitzt seit fünf Jahrzehnten Jörn Jochen, der Tagelöhner, und seine Frau, Wiebke. Die goldene Hochzeit haben sie bereits hinter sich, aber von der Arbeit können sie sich immer noch nicht trennen. Der Alte dengelt die Sensen zum Freimähen der Felder in der Erntezeit und pusselt tagein, tagaus in Stallung und Scheune. Die Alte mit dem durchfurchten Gesicht besorgt ihren eigenen Hausstand und hilft noch immer auf dem Hofe beim Brotbacken, Wurstmachen und beim Rupfen der geschlachteten Gänse. Die beiden sind alt geworden in dienender Arbeit und verwachsen mit der Familie ihres Brotherrn, deshalb werden sie versorgt bis an ihr Lebensende.

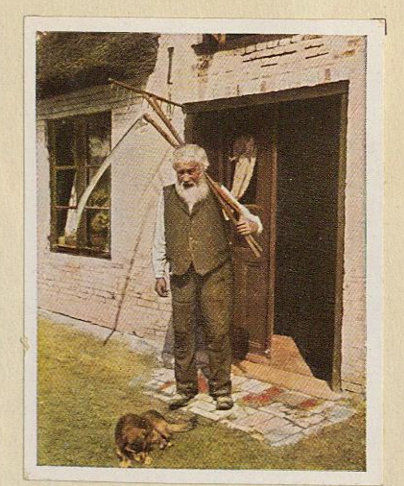
Bevor wir den Holstengau verlassen, wollen wir noch dem südwestlichen Teil des Gebietes einen Besuch abstatten. In der Ebene zwischen Elmshorn und Altona wird der feldmäßige Anbau von Forstpflanzen, Rosen, Ziersträuchern und Obstbäumen in größtem Umfange betrieben: hier ist der Bauer zum Gärtner geworden.

Wer mit der Bahn die Gegend durchquert, wird staunend die weiten Anbauflächen betrachten und sich zur Zeit der Rosenblüte der bunten Farbenpracht freuen. Die Baumschulenbesitzer aber haben Jahre hindurch ihre Kulturen mit anderen Augen betrachtet. Der Absatz stockte im In- und Auslande, und die Preise sanken und wurden unlohnend. Erst in den letzten Jahren ist ein wirtschaftlicher Aufschwung merklich fühlbar. Auch die Forstverwaltung hat für eine Umsatzsteigerung gesorgt.

Vielseitig ist die Bodennutzung im Holstengau. In den meisten Wirtschaftsgebieten aber steht die Viehzucht obenan, sie ist die Haupterwerbsquelle des bodenständigen Bauerntums und wird es auch in der Zukunft bleiben. Schleswig-Holstein ist in der Fleischversorgung ein Überschußgebiet, das einen erheblichen Anteil hat an der Versorgung der Großstädte des Binnenlandes.



Breitenburger Stier



Alt und grau in Arbeit

Nr. 45

Schwer war das Leben

Saatzeit

Deutschland ist arm an Raum, aber reich an Menschen und Hilfsmitteln, um auf beschränkter Fläche die Ernährung seines Volkes sicherzustellen und dazu gewerbliche Rohstoffe zu erzeugen. Die bisherigen Erträgnisse des Bodens reichen nicht aus zur Sicherung der Zukunft des deutschen Volkes. Der Reichsbauernführer fordert deshalb: „Erzeuge mehr aus deinem Boden!" Die Mehrerzeugung erfordert in manchen Betrieben eine Umstellung der Wirtschaft. Die zehn Gebote für den deutschen Bauern zeigen die Aufgaben, die zu erfüllen sind im Kampf um die Nahrungsfreiheit.

Nutze den Boden gründlich! Wenn auf gleicher Fläche mehr wachsen soll, müssen dem Boden in Form von Dünger Aufbaustoffe in gesteigerter Menge zugeführt werden. Die Grundlage aller Düngung bildet der natürliche Dünger aus der eigenen Wirtschaft. Daneben muß künstlicher Dünger in verstärktem Maße gestreut werden, und zwar nicht nur für den Kornbau, sondern auch für Grünlandflächen und Kartoffeln. Die beste Bodenpflege aber führt nur dann zum Ernteerfolg, wenn anerkanntes Saatgut zur Aussaat verwandt wird. Die Sicherheit des Gesamtertrages wird nur gewährleistet durch Vermeidung der Einseitigkeit im Anbau, durch Umstellung auf eine vielseitige Wirtschaft. Ein großer Fehler im bäuerlichen Betriebe ist das Nachlaufen einer „Konjunktur"; der Nachläufer kommt nämlich immer verspätet zum Ziel. Die Grundbedingung für den Aufbau des eigenen Lebens und des Volkes ist die Stetigkeit in der Wirtschaftsweise. Als weitere Mahnung ruft der Bauernführer seiner Gefolgschaft zu: „Wirtschafte vielseitig, vermeide aber die Vergrößerung der Anbaufläche der Früchte, die das deutsche Volk nicht braucht und die in deinem Betriebe unsichere Ernten geben." Die Erntemengen müssen gesteigert werden, nicht aber die Getreideanbauflächen, damit Raum bleibt für die Erzeugung anderer wichtiger Nahrungsmittel und Rohstoffe. Es kommt vor allem auf eine Mehrerzeugung von Futtergerste und Roggen an, denn daran mangelt's, an Hafer dagegen haben wir genug, an Weizen sogar zuviel. Eine gute Vorfrucht für eiweißreiches Grünfutter als Zwischenbau ist Wintergerste. Die Erträge müssen gesteigert werden auf Kosten des Weizens. Es ist weiter darauf zu sehen, daß dem Boden die richtige Getreideart angepaßt wird, um zu sicheren Erträgen zu gelangen. Auf leichten Roggenböden soll niemals Weizen gesät werden. Heute geschieht's. Man läßt sich von dem höheren Zentnerpreis leiten und denkt nicht mehr an den Gesamtertrag, an die Wirtschaftlichkeit.

In den letzten Jahrzehnten war der Anbau von Ölfrüchten und Faserpflanzen stark zurückgegangen. Raps und Rübsen, Mohn, Flachs und Hanf müssen unbedingt stärker angebaut werden, denn sie sind überaus wichtig für unser Wirtschaftsleben. Deutschland braucht ebenfalls mehr Kartoffeln zur Sicherung der Schweinehaltung und zur Steigerung der Treibspiritusgewinnung.

Dem Getreidebau sind andere Wege gewiesen. Der Anbau von Grünfutter als Zwischenfrucht bedarf der Förderung, denn er erspart den Ankauf von Kraftfutter und dem Reich die Hergabe von Devisen. Erhalte den Futterwert der Eiweißpflanzen durch Einsäuerung im



Der Pflüger

Nr. 47

Der Sämann



Die Drillmaschine

Nr. 49

Hinter der Egge

Silo! Der Bau solcher Einrichtungen wird vom Staat durch Zuschüsse erleichtert. Der Ertrag der Anbauflächen wird durch Verbesserung des Bodens gesteigert. Was mit wirtschaftseigenen Kräften durchgeführt werden kann, muß sofort in Angriff genommen werden. Nicht warten, nein, handeln! Was aber der Boden erbracht hat, soll in der Wirtschaft sparsam verwertet werden. Dieses geschieht in der Viehhaltung nur durch Leistungstiere, nicht durch leistungsunfähige Fresser. Auch nach dieser Richtung hin ist noch viel zu tun. Auf manchen Höfen dürfte die Herabsetzung des Viehbestandes zweckmäßig sein, um die Futtervergeudung zu vermeiden. Es kommt nämlich nicht auf die Kopfzahl an, sondern auf die Leistung des Einzeltieres bei normaler Futtergabe. Die Schafzucht ist seit langem das Stiefkind der deutschen Landwirtschaft. Vor etwa hundert Jahren wurden noch etwa 25 Millionen Schafe gehalten. Heute ist die Zahl auf ein Siebentel der Menge gesunken. Die Folge davon ist, daß nur sechs Prozent des Wollverbrauchs durch die Schafhaltung im Lande gedeckt wird. Wie viele Devisen könnten erspart werden, wenn die brachliegenden, ungenutzten Flächen als Schafweiden dienten. Und wenn der Einzelbesitz für die Schafhaltung zu klein ist, eine Genossenschaftsschäferei läßt sich in jedem Dorfe einrichten. Der Reichsbauernführer gibt der Gefolgschaft Anleitungen und Fingerzeige für die Bodenausnutzung, für die Wirtschaftsweise, die sich günstig auswirken für den Einzelbetrieb und für das Volksganze. In der Schlußermahnung bringt er folgende Ausführungen: „Erzeuge mehr aus deinem Boden, verwerte das Erzeugte sparsam und richtig durch dein Vieh — dann, deutscher Bauer, dienst du deinem Volke und seiner Zukunft. Wieder geht es um Sein und Nichtsein deines Volkes und damit auch um dich. Darum zögere nicht: handele!" —

Jede Gegend hat ihre Wirtschaftsweise. Begleiten wir den Bauer zur Frühlingsbestellung aufs Feld, um einen Einblick in seine Arbeit zu gewinnen. Es ist im Märzmonat. Der Frühlingswind hat den Boden getrocknet, das Pflügen kann beginnen! Auf dem Gutshofe mit dem schweren Boden sind es mächtige Zugochsen, die mit mehrscharigem Pfluge die Schollen brechen. Der Kleinbauer in Mitteldeutschland schafft's mit seinen Kühen. In der Norddeutschen Tiefebene leistet durchweg das Pferd die Bestellungsarbeit. Der gepflügte Boden wird mit der Egge geebnet, dann erfolgt die Aussaat. Im Kleinbetriebe sieht man noch heute den Sämann, der im flotten Wurf die Körner streut. Im Mittel- und Großbetriebe bewirkt die Drillmaschine die gleichmäßige Reihensaat. Der Kunstdünger ist eingebracht, die Aussaat dem Boden übergeben. Nun klappert die Ringelwalze über das Feld, zerdrückt die Schollen und festigt den Boden. Der segenspendende Wettergott aber schickt einen leichten Landregen, der das Keimen der Saat fördert. Nach der Saatzeit wird der Boden für den Kartoffel- und Rübenanbau vorbereitet. Der Düngerwagen bringt den Stallmist auf die Feldstreifen, denn die Hackfrüchte verlangen einen kräftigen Boden. Die Kartoffeln werden gelegt, und auch dafür hat jede Gegend ihre Weise. Mit dem Pflanzen der Steckrüben aber wartet man, bis ein kräftiger Regen die nötige Feuchtigkeit zum Anwachsen der Pflanzen gibt.

Schaffender Stände fleißige Hände,
Sparsam waltend, das Gute erhaltend,
Bringen Segen dem Vaterland!

Die Ringelwalze

Nr. 51

Die Düngerfuhre



Kartoffellegen



Heimkehr am Abend



Wir pflügen das Feld für die Aussaat des Korns

Vom Blühen und Ernten

Nr. 54

Der Frühling ist da!

Die Maienzeit schwebt geheimnisvoll durch das Land, und sie bringt blanke Sonnentage, die in der nebelschweren Nordmark so selten sind. Der lebenspendende Sonnenblick küßt die Erde und schmückt die Baumkronen mit zartem Grün. Er lockt Buschwindröschen, Butterblumen und Waldmeister aus dem Blätterbelag des Waldbodens hervor, und er entfaltet die schmutzigrote Blütenfülle des Lerchensporns. Die Vögel vergessen die trübe Winterstimmung. Sie formen sangesfroh ihre Jubellieder, und im Waldesdom raunt das Echo. Über Wurzelhörn zieht der Wodansbote seine Kreise, und sein tiefer, melodischer Ruf bildet den Baß zu dem vielstimmigen Konzert der kleinen Sänger.

Die schaffende Allmutter Erde hat über Garten und Feld ihre Farbenwunder ausgeschüttet. Die Schneeglöckchen und Krokusse sind verblüht. Die Narzissen zeigen ihre leuchtende Pracht, und die Fruchtbäume prangen im Blütenschnee. Und welch Gesumme in der Blütenfülle der Obstbaumkronen! Die Bienen machen ihren Besuch und halten Umschau nach Pollen und Honig. Die Schönheitsfülle der Frühlingszeit entstrahlt der Natur, und das Frühlingsweben umfächelt das Menschenherz und erweckt die Sehnsucht zum beschauenden Genießen des weiten Gottesgartens. „Die Welt wird schöner mit jedem Tag, man weiß nicht, was noch werden mag, das Blühen will nicht enden. Es blüht das fernste tiefste Tal: nun armes Herz, vergiß die Qual! Nun muß sich alles, alles wenden.“

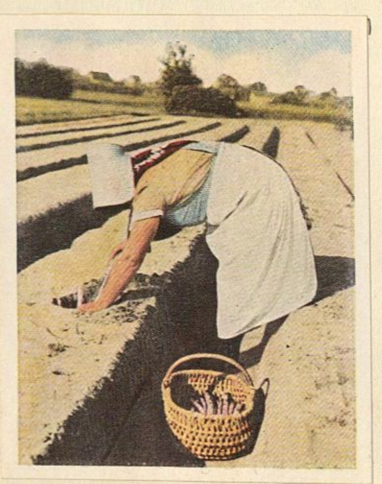
Jede Gegend hat im Frühling ihre eigenen Reize. Das farbenprächtigste Bild aber bieten die Bezirke, wo die Blumenzucht im Massenbau betrieben wird. Wer den Anblick eines Tulpenfeldes in dieser Zeit genießt, wird von der Farbenwirkung gepackt sein und sie nie vergessen. Ja, schön ist Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht über die Fluren gestreut! —

Auf der Rückkehr von der Blumenstadt halten wir Umschau im Gebiet der Spargelzüchter. Hier ist bereits viel Arbeit geleistet, die Spargeldämme sind vorbereitet für die Ernte.

Im Frühling, wenn der Frost aus dem Boden gewichen ist, werden im Großbetriebe die Dämme aufgewallt mit dem Pfluge und nachgearbeitet mit Spaten und Schaufel. Im Kleinbetriebe wird's allein durch Handarbeit gemacht. Unübersehbar sind die Spargelfelder zu beiden Seiten der Straße und belebt durch die weißen Hauben der Frauen, die das Stechen des



Die Spargelbeete werden geformt



Beim Spargelstechen



Verladen des Spargels

Spargels besorgen. Von morgens früh bis abends spät geht's dammauf, dammab, und an heißen Mai- und Junitagen werden große Mengen gestochen. Die Spargel sind von verschiedener Stärke, auch Bruchspargel ist dabei, deshalb erfolgt vor dem Versand die Sortierung. Nach allen Gegenden Deutschlands erfolgt aus den Anbaugebieten die Verschickung in kleineren und größeren Mengen zum Frischverbrauch. Ein erheblicher Teil aber wird in die Konservenfabriken der Gegend geliefert, zur Verarbeitung als Dosenware. Nach der alten Volksregel dauert das Spargelstechen



Junge Möhren

Nr. 59

Prächtige Erdbeeren

Nr. 60

Die Äpfel sind reif

bis Johanni, dann erhalten die Pflanzen Schonung und Gelegenheit zur Kräftigung bis zum nächsten Jahre. Die Dämme aber müssen zur doppelten Ausnutzung noch eine Ernte an Kruppbohnen liefern.

Der Spargel verlangt einen gutgedüngten, lockeren, sandigen Boden. Die Erdbeere kommt zu Höchsterträgen auf humusreichem, fruchtbarem Gelände, deshalb fallen beide Anbaugebiete selten oder nie in einer Landschaft zusammen. Die Erdbeerkulturen erfordern eine gute Sortenkenntnis und eine gründliche, sorgfältige Bewirtschaftung, wenn sie ertragreich sein sollen. Wenn diese Vorbedingungen aber gegeben sind und der Wettergott es gut meint, dann kommt der Besitzer auf seine Kosten und kann dazu einen nennenswerten Überschuß verbuchen.

Die Erdbeerernte setzt im letzten Drittel des Juni oder Anfang Juli ein, jedenfalls gilt diese Zeit für die Hauptsorten, die dem Massenanbau dienen. Für die Pflücker werden die Tage lang, und auch das stetige Verharren in der Hockstellung ist ein Vergnügen eigner Art. Das Essen der gezuckerten Früchte mit Milch oder Sahne ist unbedingt eine weit angenehmere Beschäftigung. Und doch, das frische Mädel auf unserem Bilde scheint die Schwere der Arbeit nicht zu empfinden. Lächelnd blickt sie zu dem Kameramann, und lustig und eifrig schafft sie weiter und füllt ihren Korb mit herrlichen Früchten. So soll es sein, denn die Freude am Werk gibt die beste Befriedigung im Leben.

In der wirtschaftlich schweren Zeit der vergangenen Jahre hat manche Familie aus der Nähe der Großstadt sich auf den Gartenbau eingestellt, um durch den Verkauf der Gartenprodukte die Lebenshaltung zu heben. Schon im Spätwinter, im Februar, erfolgt die Bestellung der Wurzelbeete, wenn das Wetter es nur irgend zuläßt. Früh muß gesät und zeitig geerntet werden, dann, nur dann sind annehmbare Preise zu erzielen. Die „Wurzelfrau" ist mit dem Ertrag ihrer Beete zufrieden, sie lächelt und wartet auf ihren Mann, der mit dem Handwagen kommt, um die gewaschenen und gebündelten Möhren zu holen. Heute gibt es ein ganzes Fuder. Sie errechnet den Erlös und freut sich der Verwendung des Geldes.

Die Bodenflächen der Siedler am Stadtrande sind leider klein, deshalb ist eine gründliche Ausnutzung geboten. Eine Aussaat folgt der anderen, und manches Stück Land trägt dreifältige Frucht. Die Arbeit ist schwer für Mann und Frau, aber die Besitzerfreude an der eigenen Scholle überwindet alles — klein, aber mein!

Und nun wollen wir noch einen Blick werfen in das süddeutsche Land. Die Bäuerin in ihrer hübschen Tracht macht am Sonntag einen Ausgang nach ihrem Obstgarten. Die ersten Äpfel und die Frühbirnen stehen vor der Reife. Sie schreitet durch die Baumreihen und freut sich des reichen Segens.

In der Heuernte

Heinrich Quester war ein Nachmittagsbauer, so sagten alle im Dorfe. Er hinkte mit den Arbeiten weit hinter seinen Nachbarn her, und als nach einem schlimmen Sommer der erste Schnee schon im Oktober fiel, da stand auf seiner Zieglerkoppel noch der Hafer in Hocken. Einige Tage darauf hat er ihn einfahren lassen, aber die Garben waren reif für den Düngerhaufen. Ein Bauer, der so arbeitet, wird zum Gespött der Gegend.

Nr. 61

Bild leicht an den 4 Ecken ankleben, Klebstoff dünn auftragen, unter Verwendung der für diese Zwecke in den einschlägigen Fachgeschäften erhältlichen Klebstoffe

Der Bauer vom Bullenbrink

Jahrelang hielt er den Hof, den er von den Vätern ererbt hatte. Es war ein vorzüglicher Besitz mit bestem Ackerland und guten Wiesen, dabei ohne Schulden, aber diese stellten sich ein und wuchsen von Jahr zu Jahr. Schließlich kam der Tag, und er mußte kommen, wo die Wirtschaft zusammenbrach. Ein gewissenloser Geldgeber kündigte ein kurzfristiges Darlehen und brachte den Hof unter den Hammer. Heinrich Quester aber ging mit dem Stocke davon, er verließ die Gegend und verkam in der Fremde.

Heute sitzt ein tüchtiger Bauer auf dem schönen Besitz am Dorfende. Die Hufe ist zwar wesentlich kleiner geworden, und die Belastung ist groß genug, aber der jetzige Eigentümer wird's schon schaffen. Er ist morgens der erste und abends der letzte und kommt an den Wochentagen aus seiner Leinenjacke nicht heraus. Anfangs hatten die Dorfleute wenig Vertrauen, denn dem Bauer wurde die Pfeife nicht kalt bei der Arbeit. Heute ist man allerdings anderer Ansicht, die Erfolge sind da, und die sind entscheidend. Das Getuschel im Dorf ist verstummt, die Wirtschaftsweise gefällt, und mancher macht's nach.

Drei Jahre sitzt Reimer Steffen auf seiner Landstelle, und die hat ein anderes Gesicht bekommen. Die Ackerflächen liefern gute Ernten und der Kleeschlag und die Wiesen höchste Erträge. Jetzt ist wieder der Juni da, der Rotklee steht vor der Blüte, die Heuernte kann beginnen. Morgens in aller Frühe, die Kirchenuhr in Hochbergen kündet die vierte Stunde, da sind die Mäher am Werk. Noch liegt der Tau auf den Gräsern, die Sense schneidet deshalb am besten, das Freimähen der Koppel beginnt. Nach reichlich zwei Stunden ist die Arbeit beendet, dann kommt die Maschine, der Grasmäher, und vollendet bis zum Abend den Schnitt. Der Bauer führt die Maschine, der Knecht und die Magd aber verteilen die Schwaden fein säuberlich über das Feld, sie streuen den Klee.

Das Heuwetter ist günstig in diesem Jahre, der Wettergott meint's gut. Er bringt täglich klare Sonnentage mit leichtem Ostwind, wie sich's der Bauer wünscht. Zwei Tage gehen dahin, da kann der Klee gewendet werden. In manchem Jahr wurde es mit der Heuharke gemacht und erforderte viele Arbeitskräfte. Jetzt schafft der mechanische Heuwender die gleiche Arbeit in kurzer Zeit und ebenso gründlich. — Der Klee ist trocken, er kann zusammengetragen werden zu kleinen Haufen oder zu Diemen auf Kleereutern, die Weise ist verschieden nach der Gegend. Die grobe Arbeit des Zusammentragens bewirkt die Pferdeharke, dann aber greift der Mensch ein und vollendet das Werk. Auf dem weiten Felde türmen sich die Diemen. Ein dreibeiniger Bock, dessen Füße durch Querlatten verbunden sind,



Der Heuwender



Mit der Pferdeharke

Nr. 64

Beim Diemen

bildet jedesmal die Unterlage, damit eine starke Bodenberührung des Heus verhindert wird. Mit der Forke werden die Heuhaufen auf den Reuter gepackt, und bald ist die gebräuchliche Höhe des Diemens erreicht. Jetzt wird er abgeharkt, und dann ist er fertig. Die Diemen stehen lange auf dem Felde. Sie müssen durchschwitzen, bevor sie eingefahren werden. —

Die warmen Junitage haben den Graswuchs in den Wiesen sehr gefördert, denn das Gelände will Wärme haben, wenn der Schnitt ertragreich werden soll. Dem Naturfreunde aber bieten die Wiesen den ganzen Früh-



Im Morgennebel

ling hindurch bis zur Mahd den prächtigsten Anblick. Im April, wenn die Dotterblumen leuchten und das Schaumkraut seine zarten Blumen zeigt, gleichen sie einem bunten Teppich, der in den nächsten Wochen noch farbenfreudiger wird, wenn die blauen und roten Töne hinzukommen. Prahlend sind die Farben des Wiesengrundes, die Lebendigkeit aber schafft erst das Tierleben. Im zeitigen Frühling vollführt der Kiebitz dort seine Flugspiele. Wenn aber der Mai im Lande ist, klingt der Kuckucksruf aus dem Weidengebüsch, und im schnellen Flug verfolgt er das kichernde Weibchen. Beim hereinbrechenden Tag und der sinkenden Nacht zieht das Rehwild in den Wiesen zur Äsung, und ihre roten Decken leuchten auf blumigem Grunde. Doch auch der Schrecken der Rohrwildnis, die Rohrweihe, besucht das Wiesengebiet, und ihre scharfen Fänge greifen nicht fehl. —

Nr. 65

Bunt ist der Wiesengrund

Endlich ist der Tag da, wo die blumendurchwirkte Wiese durch die Sense und das Maschinenmesser fällt. Es ist ein Tag des Sterbens und des Schwindens der Frühlingspracht. Die gefiederten Gäste verlassen den Talgrund. In stiller Nacht gellt der Kiebitz seinen Schreckschrei, wenn Reineke Rotfuchs, der Schleicher, dort die Nachsuche hält. Vom Tag des Mähens an schaffen die Bauern mit ihren Leuten in den Wiesen vorm See, und mancher Schweißtropfen rinnt über die gebräunten Wangen. Es ist viel gewachsen, da heißt es arbeiten von früh bis spät, damit der Segen der Flur während

Nr. 67

Beim Einfahren

des anhaltenden schönen Wetters geborgen wird in die Scheunen, denn ein Regentag kann die Arbeit verdoppeln und den Futterwert des Heus verringern.

Das Einfahren kann beginnen, die vorbereitenden Arbeiten sind getroffen. Am Morgen, wenn der Nebel aus den Wiesen gewichen ist und die Sonne die Tautropfen geleckt hat, klappern die Erntewagen im flotten Trab die Dorfstraße hinab, hinein in den Grund, das Laden beginnt. Ein Fuder nach dem anderen wird geborgen. Während des Einfahrens ist die Mittagsstunde kurz, der Tag aber lang, die Zeit wird gründlich genutzt, und bald sind die Wiesen frei. Sie können sich erneut begrünen, dann aber erfolgt der Auftrieb des Viehs. Auch mit diesem Tage wird gerechnet, denn das Gras wird knapp auf den Altweiden der höher gelegenen Felder.

Beim Schnuckenschäfer und Imker

In den „Darstellungen aus Norddeutschland", die vor fast 120 Jahren in Hamburg erschienen, wird von einem reisenden Franzosen berichtet, der die Heide durchquerte. Bei dieser Fahrt hörte er von den Heidschnucken und verstand darunter ein wildes Volk, das die Heide bewohnte. Diese Verwechselung ist von unseren Urgroßeltern viel belacht worden und hat vielleicht schon damals in manchem Leser den Wunsch erweckt, über die Natur der Schnucken Näheres zu erfahren. Die Schnucke gehört zu der Gruppe der kurzschwänzigen Höhenschafe und ist die allerkleinste Schafrasse, die es gibt. Kopf und Beine sind mit kurzem, straffem Haar bedeckt,



Die Schnuckenherde

Rumpf und Hals mit einer stark mit Grannenhaar übermischten Wolle. Beide Geschlechter sind gehörnt. Die alten Böcke tragen starke Schnecken. Die Lämmchen werden ganz schwarz geboren. Im zweiten Jahr tritt die hellere Färbung ein, die im dritten oder vierten Jahr in ein reines Blaugrau übergeht. Der Kopf und die Beine der Tiere sind tiefschwarz. Die Herden weiden in unsteter Hast, in Eile. Sie fressen eigentlich immer nur im Vorübergehen, und ihrem gierigen Zahn erliegt jeder Baumwuchs. Wo aber die Heidschnuckenherden verschwinden, beginnt der Wald emporzuwuchern. Es sind unruhige Tiere, wie behäbig sind dagegen die schweren Schafe der Marsch!

Dem unruhigen Wesen entspricht die Art der Schnuckenhaltung. Der Schäfer treibt sie Tag für Tag — auch im strengsten Winter bei hohem Schnee — auf die Heide, denn der Aufenthalt im Stall ist ihnen auf die Dauer unerträglich. Im Schnuckenstall, unter schützenden Kiefern und Birken, verbringen die Tiere nur die Nacht. Es sind einsame Ställe in weiter Heide, aus Holz gebaut, mit Soden gedeckt. Da die Schnuckenzucht zurückgeht, werden auch die Schafställe seltener. Man sieht sie oft ungenutzt und halb verfallen, die Reste einer entschwindenden Zeit. —

Zur urwüchsigen, unberührten Heide gehört der Schnuckenschäfer. Früher trug er eine dickwollige „Timgenmütze" als Kopfbedeckung, den weiten warmen Schäfermantel, den „Heik", und an den Füßen „Holtensteweln". Jetzt ist alles anders geworden, die alten Zeiten sind dahin, nur der Strickstrumpf, das „Knuttüg", ist dem Schäfer geblieben. Der Alte auf dem Bilde ist wohl — wie häufig — ein betagter Bauer, der schon aufs Altenteil gezogen ist. Er spart seinem Sohn die Kosten für den Hüter und zieht das Leben bei der Herde auf weiter Heide dem tatenlosen Dasein in der Kate vor. Jörn Jochen ist voller Volks-



Der Schafstall

weisheit. Er kennt geheimnisvolle Sprüche, um Wunden zu heilen und Krankheiten zu lindern. Auch die Heilwirkung der Kräuter ist ihm geläufig, und er sammelt manche Pflanze zur Sommerzeit. Als „Glied-

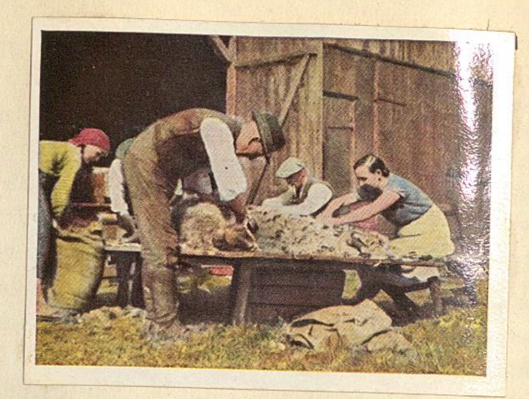
Nr. 70

Der alte Schäfer

setzer" hat er den besten Ruf im weiten Umkreise, und er hilft, wenn Leute mit Verrenkungen zu ihm kommen. Der Alte heilt, der Hund hütet währenddessen die Schnucken.



Die Schafwäsche



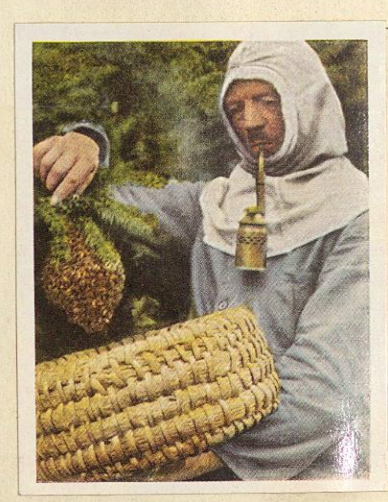
Die Schafschur

Der Nutzwert der Heidschnucken ist gering, denn das Vlies ist dünnhaarig und die Wolle grob. Die Tiere werden ein- oder zweimal im Jahre geschoren, vorher aber im Heidebach gewaschen. Manche Bauern haben die Schnuckenhaltung aufgegeben, weil der niedrige Preis der Wolle und die hohen Löhne für den Schäfer zu einem Verlustgeschäft führten. Viele haben ihre Weideflächen in der Heide aufgeforstet. In neuester Zeit ist die Schnuckenzucht wieder lohnend geworden, und man hat sich der Aufzucht zugewandt. Die Schnukkenherde wird also auch in Zukunft die Heide beleben, und der Besitzer wird seinen bescheidenen Nutzen daraus ziehen. Der Heidjer ist genügsam, fleißig und sparsam. Jedes gewagte Geschäft ist ihm fremd. Er schafft's durch seiner Hände Arbeit und bringt's zu einem bescheidenen Wohlstand.

Eine wichtige Erwerbsquelle für den Heidbauern ist die Bienenzucht. Die Zahl der Bienenstöcke ist allerdings zurückgegangen, denn große Heideflächen sind umgebrochen und aufgeforstet. Von allen Regierungsbezirken Preußens haben die Heidegebiete in Hannover aber noch immer den höchsten Bestand an Bienenstöcken; dort kommen sechzehn auf hundert Einwohner, im Reichsdurchschnitt sind es nur vier. In alter Zeit nahm man ausgehöhlte Baumstämme als Bienenwohnungen. Man hatte die Weise den Wildbienen in den Waldungen abgesehen. Dann fanden die Körbe, aus Stroh mit geschälten Weiden oder geschabten Brombeerranken genäht, weiteste Verbreitung. Die Arbeit besorgte der Imker an den langen Winterabenden selber, denn das Geld war knapp, und jede unnötige Ausgabe wurde vermieden. Mancher Bienenvater ist den Korbstöcken treu geblieben. In doppelter Reihe stehen sie im Bienenschauer, das er selbst gebaut und mit Pfannen abgedeckt hat. Zum Schutze gegen den Westwind sind Pappeln,



Der Bienenstand



Der Imker

Birken und Tannen angepflanzt. In dem Buschwerk setzen sich im Sommer die Schwärme, die der Imker in den Fangstock schüttelt. Das Gesicht ist durch eine Kappe geschützt. Ein Drahtfenster gestattet den Ausblick. Durch eine Durchbohrung des Geflechtes führt das Mundstück der Pfeife. Der Rauch von billigem Tabak oder trockenem morschem Holz ist ein gutes Mittel in der Behandlung der Bienen.

In den Großimkereien und auf den gepflegten Bienenständen werden nur Kastenstöcke mit beweglichen Waben verwandt, denn sie sind ertragreicher und erhalten deshalb den Vorzug. Im Frühjahr fahren diese Imker mit ihren starken, fleißigen Völkern zur Nachtzeit in Bienensonderzügen ins Hildesheimische, denn hier ist zu dieser Jahreszeit die Tracht vielmals besser als in der blütenarmen Heide. In den ersten Tagen des Augustes aber sind alle Völker zurückgebracht auf ihren Heidestand, denn nun entfaltet die Sandheide, der Honigbaum, ihre zahllosen Blüten.

„Es ist so still; die Heide liegt im warmen Mittagsonnenstrahle, ein rosenroter Schimmer fliegt um ihre alten Gräbermale; die Sträucher blühn, der Heideduft steigt in die blaue Sommerluft.“ Mit diesen Worten besingt Theodor Storm die Heide der Heimat. Er beobachtet die summenden Bienen an der Edelheide Glöckchen und betrachtet den Kätner, der blinzelnd zu seinen Bienenstöcken schaut und wohl von der kommenden Honigernte träumt.

Bis in den September hinein blüht die Heide; dann ist die Tracht vorbei, die Heide honigt nicht mehr. In günstigen Jahren ist der Honigertrag sehr gut, und wer schätzt ihn nicht, den schönen herben Heidehonig? Verregnet aber der August, oder sind die Tage kalt und windig, dann gibt's nur geringe oder keine Erträge in der Heideblüte. Das sind schwere Jahre für den Imker, denn die Zuckerfütterung muß nun ersetzen, was die Natur in ihrer Launenhaftigkeit versagte.



Der Bienenkorbflechter

Heidebilder

Die Mittagsonne brütet auf der Heide,
Im Süden droht ein schwarzer Ring.
Verdurstet hängt das magere Getreide,
Behaglich treibt ein Schmetterling.

Ermattet ruhn der Hirt und seine Schafe,
Die Ente träumt im Binsenkraut,
Die Ringelnatter sonnt in trägem Schlafe
Unregbar ihre Tigerhaut.

Im Zickzack zuckt ein Blitz, und Wasserfluten
Entstürzen gierig dunklem Zelt.
Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruten
Erlösend meine Heidewelt.

(Liliencron.)

Im Heidedorf

Ja, grün ist die Heide,
Die Heide ist grün,
Aber rot sind die Rosen,
Wenn sie da blühn.
(Hermann Löns.)

Ludwig Harms war im Heidedorf aufgewachsen, und das war bestimmend für den Zuschnitt seines Lebens. Aber davon soll nicht die Rede sein, sondern von dem wichtigsten Tag in seinem Dasein, wo er die Gefährtin, die geliebte Braut, heimführte, die in Not und Tod an seiner Seite stand und die treueste Helferin seines Wirkens wurde.

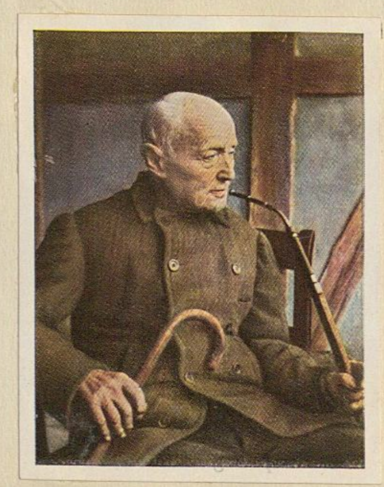
Nr. 76

Das Heidehaus

Was Ludwig Harms auszeichnete, war das Gefühl, ganz Heidjer zu sein, und die Einbildungskraft, daß die Welt wie die Heide werden müsse, damit sie Gott und den Menschen wohlgefalle, denn die Heide war seine Welt. Als er am Morgen eines Sonntags im August die Vorbereitung traf, um seine Mettke zum Kirchgang und zur Trauung abzuholen, erinnerte er sich noch einmal dessen, was ihm die Heimatlandschaft bis dahin gegeben hatte. Er war es nämlich gewohnt, sich über alles, was die Heide birgt, Rechenschaft zu geben. Ein Blick aus dem Kammerfenster zeigte ihm die Hofeichen, die das Haus schützten und den Hof beschatteten. Und wieder fiel ihm das Wort des Pastors aus dem nahen Kirchdorf ein, der ihn heute trauen sollte: „Die Eiche zieht den Blitz an und schützt mit ihrem Stamm Dach und Fach!"

Er lächelte still vor sich hin, als er seinen einfachen schwarzen Anzug, das Bräutigamskleid, anzog. Als er aus der Kammer trat, sah er den Vater im Sonntagsrock sitzen, die lange Pfeife im Munde und den schweren Krückstock in der schon etwas zitterigen Hand. Er wußte, daß der Vater sich zum Kirchgang bereits fertiggemacht hatte, obgleich es noch etliche Stunden bis zur Trauung dauerte. Ludwig grüßte lächelnd mit der Hand, viele Worte zu machen ist nicht Heidjerart. Der Alte erwiderte den Gruß und blickte wieder hinüber zum Ziehbrunnen, wo die Magd das Wasser schöpfte. Auf dem Heidehofe heißt es flink und fleißig sein, und das Auge des Vaters pflegte den Tageslauf, das Wirken und Werken aller zu überwachen. —

Ludwig ging über die Heide, die er in sich trug, die er kannte und liebte. Wie oft hatte er dort bei den Steingräbern gestanden, und der Geist hatte Rückschau gehalten in ferne Vergangenheit. Was waren es für Menschen gewesen, die dort ihre Bestattung gefunden? Sicherlich Leute desselben Volkstums, sicherlich Leute derselben Art: Heidjer und Wäldler, die mit ungeheurem Spürsinn allen Nutzen und alle Lebensmöglichkeiten aus Heide und Wald, Feld und Wiese, Bruch und Moor zogen. Menschen mit angeborenem Sparsinn, die noch vieles auf Vorrat zu legen verstanden. — Ludwig pflückt sich ein Sträußchen Glockenheide fürs Knopfloch, die passende Blume zum Hochzeitstage des Heidebauern, und kommt dann in den Wald. „Im Wald ist es stille, da rührt sich kein Zweig, da blühen die Blumen, da ruht sich's weich" (Löns). Ja, schön ist der Wald! Achtzigjährige Kiefern im lichten Bestande und dazwischen weißrindige Birken und tiefgrüne Wacholder in ihren sonderbaren Formen. Der Machandelbaum hat's ihm schon lange angetan. Auch heute bleibt er stehen und betrachtet — in Gedanken versunken — die Wächter des Waldes, die Zierde der Heide. „Die Heide hat alles und birgt alles, und was einmal ihr ist und war, darf der Welt nicht verlorengehen", murmelte er vor sich hin, dann schreitet er weiter.



Der alte Heidjer

Nr. 78

Die Bäuerin



Braut und Brautjungfer



Die alte Kirche

Nr. 81

Das Heidekind

Er mochte eine gute Stunde gewandert sein, da trat er in das Haus seiner Braut, die ihn festlich geschmückt erwartete. „Schön bist du, Mettke, mein schmuckes Kind!" rief Ludwig, der das holde Mädchen mit der prächtigen Brautkrone, dem gestickten Brustlatz und Silberschmuck entzückt betrachtete. Mettke lächelte ihm liebevoll zu, Regine aber, die Brautjungfer, die im Rauschenhäubchen neben ihr stand, sagte mit einem leisen Vorwurf in der Stimme zu Ludwig: „Na, da bist du ja! Ich habe gedacht, du wärest noch früher gekommen!" Ludwig lachte: „Warst mir immer nicht grün, Regine!" — „Hast recht, weil du mir die liebste Freundin entführst!"

Eine Stunde verbringt man beim Frühstück, dann kommen die alten Harms mit ihrem Fuhrwerk daher, die Räder mahlen tief im Heidesande. Die Eltern der Braut steigen zu der neuen Verwandtschaft, und fort geht's zur Kirche. Ein zweiter Wagen steht für das Brautpaar, den Bräutigamsführer und die Brautjungfer bereit. Hellblonde Kinder mit Heidekränzen um den Kopf und Heidekraut im Arm stehen am Wege und grüßen den Hochzeitszug. Ludwig hielt Mettkes Hand fest in der seinen.

In der von Linden überschatteten Kirche legte der alte Pastor Jasnow die liebenden Hände zusammen fürs Leben. Dann stieg er die Stufen zum Altar hinauf und sprach: „Herr, weil du Frömmigkeit so liebst, daß du dem Frommen Gutes gibst, so gib, daß ich in heil'ger Scheu recht fromm und recht gesegnet sei. Ich streck' die Hand mit Freuden aus, komm du mit Segen in mein Haus!"

Nr. 82

Der Niederspieker

Nr. 83

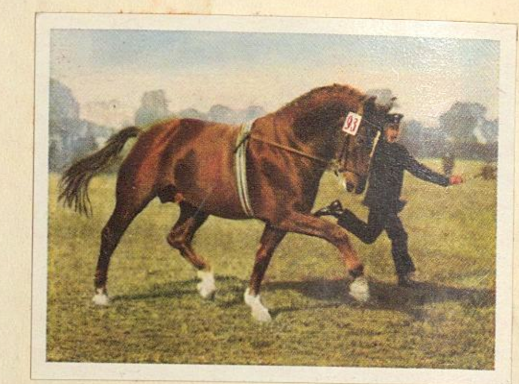
Haus am Heiderande

Gipfelleistungen der Pferdezucht

Ich bin gewiß keine ängstliche Natur, aber den Pferden gegenüber habe ich eine innere Abneigung, wenigstens wenn sie mir nahe sind. Nach meiner Abstammung müßte es anders sein, aber es ist einmal so! Vor vierzig Jahren saß ich zum letzten Male auf einem

Nr. 84

Ein schöner Hengst



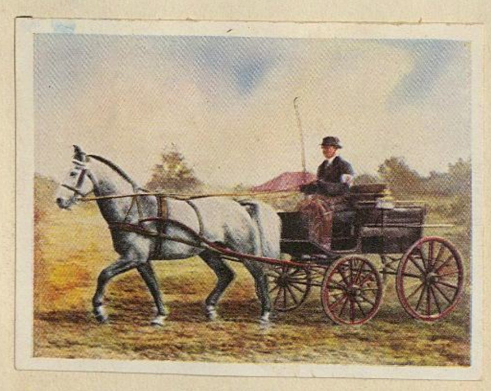
Der Gang ist vorzüglich

Pferderücken, und der Ritt war so gründlich, daß ich heute noch an die damalige Nachwirkung auf die Rückseite der Körpermitte denke. Und in späteren Jahren, wenn ich mit Hund und Flinte über die Felder schweifte, war ich auch nicht bester Stimmung, wenn die Gäule auf der Weide meinen vierbeinigen Gehilfen attackierten und dabei auf mich keine Rücksicht nahmen. Selbst in der Dienstzeit habe ich die „Strippenjungs" nie beneidet, wenn sie bei einer Begegnung auf langen Märschen mit Überhebung auf uns „Sandhasen" herabsahen.

Nr. 86

Bild leicht an den 4 Ecken ankleben, Klebstoff dünn auftragen, unter Verwendung der für diese Zwecke in den einschlägigen Fachgeschäften erhältlichen Klebstoffe

Im Celler Gestüt



Schönheitsfahren

Nr. 88

Der Traber

Trotz dieser Einstellung haben mich die häufigen Besuche bei der entfernten Verwandtschaft oft in den Pferdestall geführt, und man hat zwangsläufig ein gewisses Verständnis für Formenschönheit und Gangart bekommen. Onkel Jürgen, der den schönen Besitz im südlichen Schleswig hatte, war nämlich Pferdezüchter, seine Brüder nicht minder. Alljährlich wurde mindestens ein Vier- bis Fünfjähriger der Warmblutzucht verkauft, und der Erlös, der selten unter tausend Mark lag, erspart. Durch die Zuchterfolge wurde bis zum Ausbruch des Krieges ein Vermögen erworben.

Als aber im August die Kriegsfackel auflohte, war es mit den Zuchterfolgen auf vielen bäuerlichen Besitzungen vorbei. Die besten volljährigen Pferde gingen zur Front, auch mancher Besitzer machte denselben Weg, und viele kamen nicht wieder. Was ein Jahrzehnt und mehr in verständiger Aufbauarbeit geschaffen hatte, vernichtete der Wahnwitz des Völkermordens. Wie manches edle Pferd ist auf Frankreichs Gefilden oder in der russischen Ebene geblieben. Oft lag die ganze Bespannung dort, als wenn ein Riese sie fein säuberlich aus seiner Spielzeugschachtel an den Wegrand gepackt hätte.

Dann kam das Kriegsende, und ihm folgte der Schandfriede. Die Heere strömten zurück in die Heimat. Der Bauer griff wieder zum Pflug und versuchte unverdrossen den Wiederaufbau seiner Viehwirtschaft. Der zahlenmäßige Rindviehbestand war bald erreicht, Qualitätsleistungen in der Pferdezucht wurden erst nach Jahren erzielt. Aber es ging aufwärts von Anfang an, der Aufbauwille war da, und wo ein Wille ist, da ist ein Weg! Die Grundbedingung für den erneuten Aufstieg der Pferdezucht lag in den Gestüten des Staates begründet, die sich ein gutes Hengstmaterial aller Zuchtrichtungen erhalten hatten. Bald nach Beendigung der Inflationszeit wurden Schauen eröffnet, deren Spitzentiere bereits Hochleistungen darstellten. Der Inlandsruf der Pferdezucht war nach wenigen Jahren wieder gefestigt. Zum Weltruf gelangte sie, als die Offiziere der Kavallerieschule Hannover ihre Glanzleistungen auf den internationalen Turnieren zeigten. Die Liebe zum Pferde und die Leidenschaft zum Reitsport befähigte die Männer zu Ritten, die die Welt in Staunen und Bewunderung versetzten. Deutschland hat die höchsten Leistungen aller Nationen gezeigt. Der Grund dafür liegt in dem vorzüglichen Pferdematerial und in der Gründlichkeit der Ausbildung, die in langer, mühevoller Arbeit erreicht wurde.

Nr. 89

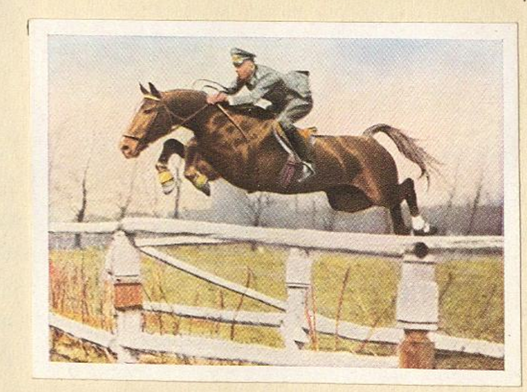
Hohe Schule

Auf den großen Turnieren im vergangenen Jahre kamen unsere hervorragenden Reiter in Nizza, Rom und Aachen um den höchstmöglichen Erfolg. Der Zufall wollte es, das Glück war ihnen nicht hold. Für die Zukunft aber können wir die besten Hoffnungen hegen, denn das Glück blüht auf die Dauer nur dem Tüchtigen. In Warschau konnten eindrucksvolle Siege errungen werden, auch der „Preis der Nationen" fiel an Deutschland. Die überragendsten Leistungen, die die hannoverschen Offiziere vollbracht haben, sind gezeigt auf der schweren Turnierbahn im Pinienhain der Villa Borghese in Rom. Drei Jahre hintereinander errangen sie in der „Coppa Mussolini" den „Großen Preis der Nationen" und entführten dadurch den Mussolinipokal endgültig nach Deutschland. Rittmeister Sahla war es, der mit seinem prächtigen Schimmel „Wotan" zu diesen Erfolgen am meisten beitrug. Drei Jahre ging das herrliche Pferd mit verblüffender Sicherheit über die Hindernisse, und drei Jahre hintereinander lösten die unvergleichlichen Leistungen unter den Zuschauern helle Begeisterung aus. Nach dem letzten, endgültigen Siege war „Wotan" das gefeiertste Pferd des deutschen Volkes. Der Besitzer aber, Freiherr von Nagel, übergab dem Führer Adolf Hitler den Schimmel als Ehrengabe. Nun steht er in einem staatlichen Gestüt und beschließt dort sein Leben.

Neben den Siegen des Rittmeisters Sahla aber sollen auch die Leistungen nicht vergessen werden, die Hauptmann von Nostitz, Rittmeister Momm, Oberleutnant Hasse und Oberleutnant Brandt vollbrachten. Sie alle gehörten zu der Mannschaft, die Freiherr von Waldenfels führte. Dem Führer gebührt der gleiche Dank wie den Reitern, denn die umsichtige Leitung ist mitbestimmend für den Erfolg. Unsere Romreiter haben bewiesen, daß sie drahtig und stahlhart sind, sie haben die Prüfung mit Auszeichnung bestanden und ihrem Volk und Vaterland einen hohen Dienst erwiesen. Wir wollen aber nicht vergessen, daß auch die Frau im Sattel zu unglaublichen Leistungen aufsteigen kann. Frau von Opel errang auf ihrem Schimmel „Nanuk" die deutsche Meisterschaft in schwerster Konkurrenz. Im schneidigen Ritt und ohne Furcht nimmt sie die Hindernisse, und selten mißglückt ein Sprung. Wer solche Leistungen bewundern kann, der schließt sich dem alten Kavalleristenwort an: „Das Paradies der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde!"



Die Romreiter



Beim Hürdenspringen

Bauernnot

Der Bauer hat durch die Jahrhunderte hindurch einen harten Kampf ums Sein kämpfen müssen. Die weltlichen und geistlichen Herren forderten von ihm einen Teilertrag seines Schaffens. Was im Schweiß erstand, wurde im zügellosen Hofleben vergeudet. Wenn die Kriegsfurie durch die Lande raste, und das war nicht selten in früherer Zeit, dann zahlte der Bauer an Geld und Gut bis zum Weißbluten an Freund und Feind. Was vieljähriger Fleiß und strengste Sparsamkeit zusammengetragen hatten, ging in Augenblicken dahin. Die verkommenen feindlichen Scharen hausten erbarmungslos auf den Höfen. Was nicht genommen wurde, wurde vom Feuer gefressen. Ganze Dörfer fielen in Schutt und Asche. Die Bauern der so gestraften Gegenden wurden bitterarm, sie verloren alles und viele auch das Leben. Unmenschlich hat das Landvolk gelitten, aber Mut und Lebenswille gingen nicht verloren. Sobald ruhige Zeiten kamen, ging's wieder frisch ans Werk, und wieder wuchs der Wohlstand in den Dörfern.

Aber auch die Naturkräfte, denen der Mensch sich beugen muß, haben hart in das Bauernleben gegriffen. Es kamen nasse Sommer, die ein Bergen der Ernte unmöglich machten. Die Folgen waren Hungersnot und Viehsterben in schlimmster Form. Auch der Hagelschlag hat in begrenzten Gebieten manche Ernteerhoffnung vernichtet. Und dann die Überschwemmungen, die Wassersnot, an der Küste und im Binnenlande! In früheren Jahrhunderten, als das Wasserbauwesen noch im argen lag, gehörten Überschwemmungen zu den regelmäßigen Jahreserscheinungen. Durch Deichbauten, Flußregulierungen und Talsperrbauten sind sie heute selten geworden, aber noch nicht beseitigt. Den Bewohnern der heimgesuchten Gegenden wird der Juni des Jahres 1926 noch in der Erinnerung sein. Es war in der Heuernte. Das Wiesengras war gut gewachsen, und auf den weiten Flächen klapperten die Mähmaschinen. Da schlug das Wetter um, es setzte Regen ein, ein tagelanger, schwerer Dauerregen, der die Überflutung der Wiesen brachte. Die weite Ebene glich einem See;

Nr. 92

Bild leicht an den 4 Ecken ankleben, Klebstoff dünn auftragen, unter Verwendung der für diese Zwecke in den einschlägigen Fachgeschäften erhältlichen Klebstoffe

Stark ist der Graswuchs

Das letzte Fuder

Nr. 94

Der Roggen steht im Wasser

Das letzte Gras wird gemäht

das Heu ward abgetrieben und verkam in der Nässe. Ein letztes Fuder wird noch geborgen. Der Roggen steht im Wasser. — Die Überschwemmung schwindet, die Heuernte ist vernichtet. Das faule Gras wird verbrannt. In die Häuser der Landleute aber kehrt die Sorge ein, denn es muß Ersatz geschaffen werden für das ausgefallene Heu zur Erhaltung des Viehs im Winter.

Das war im Jahre 1926 im mitteldeutschen Flußgebiet. Schlimmer und weit häufiger wirken sich die Überschwemmungen in der Eiderniederung aus. Ein unübersehbares Wiesengelände besäumt den Fluß und die Nebenflüsse, und zahllose Gräben durchschneiden die Ebene. Über den feuchten, schwimmenden Wiesen gaukeln Kiebitz und Weihe. Zwischen der gelben Fülle der Sumpfdotterblumen und dem rosafarbenen Schaumkraut stelzt eifrig suchend der Storch. Auf dem Sumpfgelände an den Flußufern wuchern Schilf und Binsen. Im Sommer fallen allabendlich die Stare dort ein. Sie plaudern und lärmen in ihrer geschwätzigen Weise, bis die Dämmerung sinkt und der aufsteigende Nebel sich über die Gefilde breitet. Dann beginnen die Frösche ihr vielstimmiges Abendkonzert, die Dommel brüllt in der Schilfwildnis, und aus den Lüften klingt der klagende Schrei der Sumpfvögel.

In den ersten Tagen des Juli kommen die Mäher aus den Dörfern, um das Gras zu bergen. Auch von der fernen Geest eilen die Bauern in stundenlanger Fahrt zur Gewinnung des Heus herbei. Das Gras wird meistens mit der Sense gemäht, die Maschine und die Pferde würden in dem Sumpfboden versinken. Es ist harte Mannesarbeit, die dort zu leisten ist, und der Erfolg ist unsicher. Wenn der Weststurm tobt und die Fluten der Nordsee sich zwischen den Flußdeichen stauen, dann treten Überschwemmungen ein, die alle Arbeit vernichten. Was Menschenkraft in zähem Wirken schuf, zerstört die Natur in einer Augenblickslaune.

Erst in neuester Zeit versucht man, mit durchgreifenden Mitteln die Überschwemmungsgefahr zu bannen. Die Eider wird an der Mündung abgedämmt und damit den Nordseewogen der Weg ins Binnenland versperrt. Dadurch ist die Vorbedingung geschaffen, daß die Überschwemmungswiesen allmählich zu wertvollem Kulturlande werden und damit der Bauernfleiß seinen verdienten Lohn findet.

Nr. 96

Verbrennung fauler Gräser

Nr. 97

Eisgang

Erntezeit

Nun störet die Ähren im Felde
ein leiser Hauch;
wenn eine sich beugt, so bebet
die andere auch.

Es ist, als ahnten sie alle
der Sichel Schnitt —
die Blumen und fremden Halme
erzittern mit.
(Greif.)

Wolkenlos ist der Himmel. Die Hitze flimmert über den mageren Feldern auf den Winumer Höhen. Am Abend versinkt die Sonne in roter Glut am dunstigen Horizont hinter dem Deich, wo die See schlummert, das Meer atmet. Am Morgen kriecht der Feuerball nach schwüler Nacht hinter Teuringkraft empor, und wieder schießen die Strahlenpfeile auf die gequälte Erde, auf das sterbensmatte Land.



Die Sense klirrt

Nr. 99

Der Selbstbinder

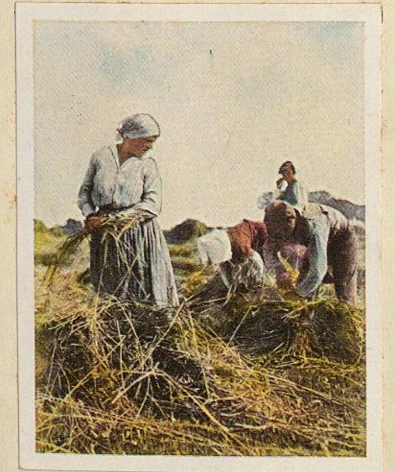
Die wenigen Büsche auf den Knicks lassen traurig die Blätter hängen. Der Roggen ist notreif, der Hafer steht erbärmlich, das Kartoffelkraut ist welk, die Weiden sind verbrannt, staubig und kahl. Das Rindvieh brüllt und birstet koppelauf, koppelab. Die Blindfliegen stechen, die Bremsen summen. Die Ackerunkräuter leuchten aus dem kümmernden Korn. In der sechszeiligen Gerste brennt der Mohn, aus dem spärlichen Roggen recken die Kornblumen ihre sattblauen Blüten zum Licht. — Kein Lüftchen regt sich, glutheiß ist der Tag! Die Kleinvögel hocken im Schatten. Die Krähen jappen vor Hitze, das buntschillernde Insektenvolk gaukelt im Sonnenbrand, die Mäuse wispern im Saatfelde. Sie huschen durch die Drillreihen, schneiden die Halme und plündern die Ähren. —

Der Bauer steht am Nachmittag mit sorgenvollem Gesicht vor seinem Acker, seine Gedanken tappen auf düsteren Wegen. Die anhaltende Dürre vernichtet die Ernte, die Mäuse nehmen den Rest, schwer ist die Zeit! Regen und Trockenheit, Nässe und Dürre, dazu Schädlinge aller Art sind die Sorgen des Landmannes, bis die Ernte geborgen ist. Auch im letzten Jahre sah es auf manchen Feldern in vielen Gebieten trostlos aus, denn der nötige Regen fehlte, und dennoch wurde es eine gute Durchschnittsernte im Körnerertrag. —

Ein wunderliches Volk pflegte in früheren Zeiten zur Erntearbeit sich einzustellen. Nach der fruchtbaren Insel Fehmarn kamen die Ritter der Landstraße, die Grandmonarchen, wie Dohlenschwärme angestrichen. Es waren gescheiterte Existenzen, der Landstraße verschworen, die oft eine bessere Jugend gesehen hatten. Der Alkohol hatte sie gepackt und zu dem gemacht, was sie waren. Es war nicht ganz leicht, mit diesen verlotterten Gesellen die Ernte zu bergen, und doch gelang's, der Bauer mit seinem eisernen Willen und angeborenen Herrentum wurde auch mit ihnen fertig. —

Nr. 100

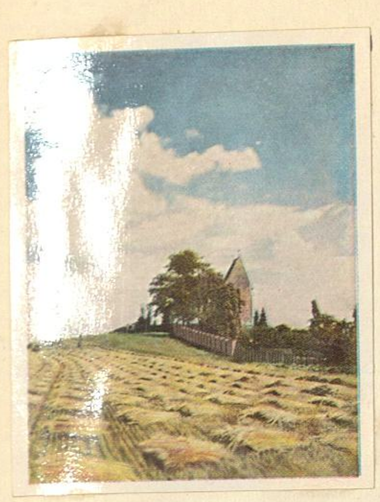
Auf der Gutskoppel



Fleißige Hände binden die Garben



Erntefreuden



Das Korn liegt in Schwaden

Nr. 105

Das Korn in Hocken

Hinaus aufs Feld

Erntezeit! Am frühen Morgen streben die Mäher aufs Feld. Im Kleinbetriebe fallen die Halme unter der Sense, und die Binderin bündelt das Korn. Auf den schweren Äckern der Marsch sieht man vereinzelt noch den Hauer, der mit seinem eigenartigen Werkzeug geschickt hantiert. Vor Jahren wurde auch auf den großen Besitzungen alles Korn mit der Hand gemäht. Die Mäher waren stolz auf ihre Leistungen, und die Binderinnen wetteiferten mit ihnen, galt es doch für sie als Schande, dem Mäher nicht folgen zu können. Heute hat die Maschine allgemein Verwendung gefunden. Auf großen Ackerflächen sieht man den Selbstbinder, der durch Pferde- oder Motorkraft bewegt wird und neben dem Mähen auch das Binden der Garben besorgt. Die Maschine hat die Erntearbeit sehr erleichtert. Es war harte Mannesarbeit, wenn es früher galt, wochenlang den hohen Roggen und schweren Weizen zu mähen. Nach getaner Tagesarbeit wurde am Abend noch die Sense gedengelt, sie mußte scharf sein — gutes Geschirr, halbe Arbeit! Auch die Binderinnen hatten schwere Tage, vor allem, wenn das Getreide stark mit Disteln durchsetzt war. Aber trotzdem war man froh und guter Dinge. Wenn man zur Vesperzeit im Schatten saß und das gute belegte Brot verzehrte und dazu Buttermilch trank und auch ein Schnaps geschenkt wurde, dann war die Arbeit vergessen.

Feierabend! Der Arbeitstag ist beendet, der Abend naht. Auf den Straßen ziehen die Erntearbeiter dem Dorfe zu. Auch die Gespanne schreiten im müden Schritt heimwärts. Auf den Feldern ruhen die Garben, die unter der Sense oder dem Maschinenmesser fielen. Bei der Dorfkirche liegt ein Feld in Schwaden. Am kommenden Tag werden die Binder das Korn zusammentragen und aufbinden, und abends wird es in Hocken stehen.

Der Tag versinkt, die Dämmerung steigt. Der Tau legt sich auf die Gefilde. In den Wiesengründen wallt der Nebel. Kein Lüftchen regt sich, still ist's, kirchenstill. Am Osthimmel steigt der Mond empor, und er wirft sein Silberlicht auf die schlafende Flur. Da ruft's auf dem Roggenfelde „pickwerwick, pickwerwick" wohl zehnmal und mehr, und eine zweite und dritte Stimme geben Antwort. Die Wachtel schlägt, schlägt rastlos bis Mitternacht. Und wer es hört, der hemmt den Schritt und horcht auf den poesievollen Ruf, der heute so selten erklingt. Erntezeit — Erntezauber!

Seit acht Tagen steht der Roggen in Hocken. Das Wetter war günstig, ein Sonnentag folgte dem anderen. Nun ist er trocken, das Einfahren kann beginnen. Jörn Jochen, der Wochenlöhner, hat die Stakforke auf der Schulter, die Brottasche an der Seite, den Wettermantel überm Arm; gleich geht es aufs Feld. Im Trab fahren die Erntewagen hinaus. Auf den Gütern sind sie mit drei und vier Pferden bespannt. Der Knecht führt sein Gespann vom Sattel aus. Nun hält der Leiterwagen neben der Hockreihe. Zwei Mann staken, zwei Mann laden. Sicher und sorgfältig werden die Garben gepackt, denn ein sauberes Fuder ist der Stolz eines jeden Laders. Kaum ist der Wagen voll und mit Windelbaum und Tauen verschnürt, da ist das nächste Gespann schon da, und die Arbeit beginnt von neuem. Die vollen Fuhren fahren im Schritt von der Koppel. Sobald aber der feste Fahrweg erreicht ist, geht's in flotter Gangart zur Gutsscheune. Bei sicherem Wetter wird bei Großbetrieben oft aus der Hocke gedroschen. Andere wiederum stapeln das Getreide in frei stehenden Diemen



Beim Laden

Nr. 106

Bild leicht an den 4 Ecken ankleben, Klebstoff dünn auftragen, unter Verwendung der für diese Zwecke in den einschlägigen Fachgeschäften erhältlichen Klebstoffe

Der Erntewagen

Nr. 108

Heimfahrt

und dreschen nach der Feldbestellung im Herbst. In den Kleinbetrieben, die keine fremden Arbeitskräfte beschäftigen, lastet die Erntearbeit auf Mann und Frau, auch die größeren Kinder müssen helfen. Die älteren Jungs ziehen die große Harke, die auch „Hungerharke" genannt wird. Die kleinen Knaben, die auch mit aufs Feld gehen, dürfen beim Zufahren auf dem Windelbaum reiten.

Bei günstiger Witterung ist die Ernte bald besorgt. Das Mähen geht schnell vonstatten, wenn kein Lagerkorn vorhanden ist. Wenn aber durch Hagelschlag bei Gewitter und schwere Regengüsse das Korn wie gewalzt auf dem Erdboden liegt, dann erfordert das Mähen viel Zeit, denn es kann nur mit der Sense geschehen, und die erfahrenen Mäher sind selten geworden, da es den jungen Leuten an Übung fehlt. Unbeständiges Wetter kann die Ernte sehr verzögern. Wenn Regen und Sonnenschein miteinander wechseln, stellt sich bald der Auswuchs ein, und das Korn wird entwertet.

Aus früheren Jahrhunderten wird uns berichtet, daß regenreiche Sommer zur völligen Mißernte führten, deren Folge wiederum die Hungersnot mit ihren furchtbaren Begleiterscheinungen war. —

Das letzte Fuder ist geborgen, die Ernte beendet. Der Erntekranz schmückt die Diele, und an einem Abend der nächsten Tage ist Erntebier. Vor fünfzig Jahren war's auf den Bauernhöfen ein Fest ausgelassener Fröhlichkeit. Es wurde kräftig gegessen, fleißig getrunken und tüchtig getanzt. Der Walzer, Galopp, Schottisch und Hopser kamen zu ihrem Recht, aber auch die uralten gebärdenreichen Schreit- und Stampftänze, die mit plattdeutschen Liedern verbunden waren. Da sang man: „Alle lütten Buerndeerns kriegen enen Mann, un ik — mutt — stahn un kieken dat an!" Sehr beliebt war kurz vor Beendigung des Festes: „Gah to Bett, gah to Bett un warm di, gah to Hus, gah to Hus, du frűst." Um Mitternacht endete das Fest, und die Leute zogen singend heim. Die Erlebnisse dabei aber blieben noch für Wochen Gesprächsstoff in der Spinnstube und in den Knechtekammern. —

Das Erntebier ist in den letzten Jahren auch dort wieder eingeführt, wo es längst abgeschafft war. Man hat sich auf die Sitte der Vorväter besonnen und bringt den Erntedank nach Landesbrauch. Das Erntebier ist die Feierstunde der geeinten Gefolgschaft des Hofes und damit ein Wegbereiter für das Endziel: der echten, rechten Volksgemeinschaft.

Nr. 109

Zur Erntefeier

Drusch und Vermahlung

In früheren Jahren war der Drusch des Getreides die Winterbeschäftigung von Knecht und Magd auf den Höfen; auch der Bauer machte mit. Im Taktschlag klappten die Dreschflegel auf der Tenne, und vor der Frühkost mußte die erste Lage gedroschen sein. Das ausgedroschene Stroh wurde mit der „Gaffel" ausgeschüttelt, zusammengebunden und auf den Boden gestakt oder in die Scheune getragen. Das Korn, das in gleichmäßiger Lage über die Lehmdiele verteilt war, wurde mit dem Harkenrücken nach einer Ecke zusammengeschoben. Nach dieser Arbeit wurde eine neue Lage Garben ausgebreitet, ihre Zahl stand fest, ob es Sommer- oder Winterkorn war. Das Garbenseil wurde gelöst und die Halme in flacher Lage ausgebreitet. Und wieder begann der Taktschlag der Drescher, tennenauf, tennenab. Der Klang mußte derselbe sein, denn dann war der Schlag mit gleicher Kraft geführt. Der Rhythmus aber erleichterte die Arbeit. „Dick — duff", so klang es zur Winterzeit viele Tage hindurch auf den Dielen der Bauernhäuser in den verschneiten Dörfern.



An der Dreschmaschine

Dann kam das Zeitalter der Maschine, und diese verdrängte den Dreschflegel aus der größeren bäuerlichen Besitzung. Die Dreschmaschine wurde gekauft und durch ein Göpelwerk mit Pferdekraft getrieben. Was die schwielige Hand des Dreschers bisher in Monaten geleistet hatte, wurde jetzt in Wochen erledigt, die Zeitersparnis war also groß. Auf dieser Entwicklungsstufe gab es jedoch auch keinen Stillstand. Bald zogen die großen Dampfdreschmaschinen, verbunden mit Reinigungsanlage und Strohpresse, von Ort zu Ort, und auf den großen Bauernhöfen war der Drusch der ganzen Ernte im Stundenlohn in ein paar Tagen erledigt. Die Arbeiter, die mit dem Lohndrescher von Dorf zu Dorf zogen, waren wüste Gesellen, Heimatlose, Ritter der Landstraße, die im Herbst und Winter Arbeit und Obdach suchten, im Frühling und Sommer aber durch die Lande schweiften und im Nichtstun den Tag vergeudeten. Man sah das wilde Volk nicht gern auf den Höfen. Es erhielt seinen Schlafplatz auf einem Strohlager im Kuhstall, und der Bauer leuchtete an den Dreschtagen jeden Raum der Stallung vorm Schlafengehen gründlich ab.

Die Reinigung des Korns hat sich im Laufe der Jahrzehnte sehr vereinfacht. Früher wurde es mit der Schaufel über die Diele geworfen. Die schweren Körner flogen am weitesten, Staub und Spreu sanken in der Nähe des Werfers zu Boden. Das so gesäuberte Korn wurde in das Kornsieb genommen, geschüttelt und dadurch Ährenteile und Distelköpfe entfernt. Später wurde die gleiche Arbeit durch die Staubmühle bewirkt. In neuerer Zeit erledigen die Dampfdreschmaschinen die Reinigung in einem Arbeitsgang. —

So alt wie der Kornbau ist auch die Mühle in ihrer einfachsten Form, die Steinmühle aus germanischer Frühzeit. In den Altertumsmuseen kann man sie kennenlernen. Hier liegen große Feldsteine mit muldenartiger Vertiefung. In diese wurde das Korn geschüttet und mit faustgroßen, runden Steinen zerrieben. Es war eine mühselige Arbeit, die wenig schaffte. Die Handmühle, die bereits lange vor Christi Geburt allgemein benutzt wurde, war schon eine wesentliche Verbesserung. Auf einer fest liegenden Steinplatte wurde ein zweiter flacher Stein durch eine Kurbel gedreht. Solche Handmühlen haben sich lange erhalten. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren sie in manchen Gegenden



Die Säcke füllen sich

auf vielen Bauernhöfen noch anzutreffen. Man benutzte die Handmühle, den Quern, zur Herstellung von Buchweizen- und Hafergrütze, während die Gerstengrütze vom Müller angefertigt wurde. Der Buchweizen war in damaliger Zeit in Gegenden mit leichtem Boden eine wichtige Getreideart. Das Buchweizenmehl wurde für

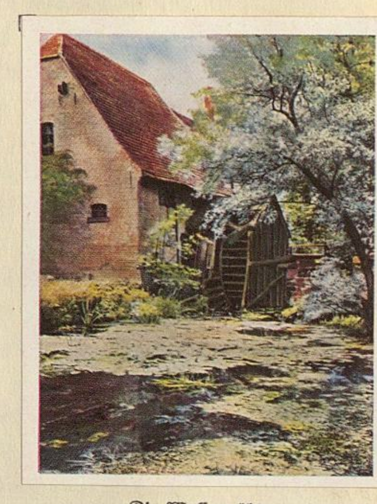
Klöße und Pfannkuchen verwandt. Die Grütze war das tägliche Abendessen im bäuerlichen Betriebe.

Zum Mahlen größerer Getreidemengen machte man sich schon vor Jahrhunderten die Naturkräfte dienstbar. Unsere ältesten Mühlen dieser Art sind Wassermühlen, die vereinzelt schon im 14. Jahrhundert erbaut wurden und nach vielfachen Erneuerungen und Umbauten heute noch erhalten sind. Sie liegen meistens an idyllischen Orten, von Eichen, Erlen oder Eschen überschattet. Das treibende Wasser wird im Mühlenteich gestaut und nach Bedarf dem Mühlenrad zugeführt. Am wasserreichen Bache ist die Mahlbereitschaft immer vorhanden, und doch stauten sich vor einem Jahrhundert vor der Mühle die Wagen der Bauern mit den Kornsäcken, denn damals bestand noch der Mühlenzwang. Die Landleute eines größeren Bezirks waren einer bestimmten Mühle als Mahlgäste zugewiesen. Nur dort durften sie ihr Getreide vermahlen lassen, nur dort durften sie Mehl und Grütze kaufen. Sie waren dadurch dem Müller ausgeliefert, und mancher des Gewerbes hatte damals nicht den besten Ruf. In älterer Zeit galt der Müller als „unehrliche Person". Er stand mit dem Scharfrichter auf einer Stufe. Konnte man ihm eine Unredlichkeit nachweisen, so wurde er als gemeiner Dieb behandelt. Noch in heutiger Zeit bringt man dem Müller in einigen Gegenden ein gewisses Mißtrauen entgegen; man behauptet: er kann mahlen, aber noch besser mischen! Im Winter wurde bei klingender Kälte die Wassermühle oft stillgelegt. Das war ein Nachteil, deshalb gab man bald den Windmühlen den Vorzug, und diese fanden stärkste Verbreitung. Die älteste Form der Art sind die Bockmühlen, die heute schon selten werden im Landschaftsbilde. Daneben gab es Roßmühlen, die von Pferden getrieben wurden und namentlich der Herstellung von Grütze dienten. Die weiteste Verbreitung im vergangenen Jahrhundert fand die achtkantige holländische Windmühle. Das untere Drittel besteht aus starkem Mauerwerk; der obere Teil ist aus Holz gebaut und mit Stroh oder Schilf gedeckt. Der Müller richtet den Kopf der Mühle mit den Flügeln gegen den Wind, und nun kann der Gang beginnen. Die Kornsäcke werden mit einer Winde auf den obersten Mühlenboden gebracht und auf den „Gang" geschüttet. Dieser besteht aus zwei geschärften Steinen, die von einer Bretterverkleidung umschlossen sind. Von den „Gängen" führen „Schächte" in das tiefer liegende Stockwerk. In vorgehängten Säcken wird das Mahlgut aufgefangen. Neben dem Schrotgang befindet sich in jeder größeren Mühle ein Mehl-, Grütz- und Graupengang.

Heute werden die holländischen Mühlen seltener von Jahr zu Jahr. Sie sind vom Wind als Triebkraft abhängig und können im Wettkampf mit den Dampfmühlen nicht bestehen. Bei einem Windbruch der Flügel werden sie meistens nicht erneuert. Sie verschwinden aus dem Landschaftsbilde, dem sie ein Jahrhundert zur Zierde gereichten.



Die holländische Windmühle



Die Wassermühle

Nr. 115

Vereist

Nr. 114

Der Müller

Erntefeier

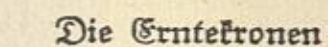
Mannigfaltig sind die Volksbräuche, die in den Dörfern und Landstädtchen geübt werden, wenn die letzte Garbe geborgen, die Getreideernte beendet ist. In einigen Gebieten ist es die Großmagd, die die Erntekrone bindet. Mit Fleiß und Geschick vollbringt sie ihr Werk, und sie ist stolz auf ihre Leistung. Endlich kommt der Tag heran, wo das letzte Fuder eingefahren wird. Alles, was im Hause mitgeholfen hat beim Abladen und Verstauen des Korns, eilt hinaus aufs Feld, eine Flasche Kümmel kommt mit, vor allem aber die Erntekrone. Der Wagen ist voll, die letzte Garbe verpackt, da klettern alle auf das volle Fuder. Die Großmagd sitzt in der Mitte, die Stakforke in der Hand, auf deren Zinken hängt die Erntekrone. Alle übrigen Helfer sitzen um sie herum. Man hakt sich ein, und fort geht's, der Großknecht fährt. Man jauchzt und kreischt in ausgelassener Fröhlichkeit. Im Trab fährt der Erntewagen durch die Dorfstraße dem Gehöfte zu. Nun hält er vor der Tennentür. Alle rutschen vom Fuder, und die Erntekrone erhält ihren Platz im Hausflur, bis wieder ein Jahr vergangen ist und eine neue gebunden wird.

In anderen Gegenden wiederum werden die Erntekronen von den Bauerntöchtern des Ortes gebunden und mit bunten Papierstreifen verziert. Diejenigen Kronen aber, die ihren Platz in der Kirche und im Dienstzimmer des Bürgermeisters finden sollen, werden in gemeinsamer Arbeit geschaffen. Am Sonntagnachmittag vor beendeter Ernte versammeln sich die jungen Mädchen in ihrer hübschen alten Landestracht auf einem Hof zu gemeinsamem Werk, die Bauernsöhne liefern die Ähren. Zwei Stunden lang wird fleißig gearbeitet, dann sind die Kronen fertig, und die Kirche erhält ihren Schmuck. Zum Erntedankfest im Gotteshause aber werden neben den Früchten des Feldes auch noch die Gartenprodukte gegeben. Reich ist der Altar geschmückt, und wenn die Glocken zum Danktag rufen, dann strömt die Gemeinde herbei, jung und alt, um an geweihter Stätte Rückschau zu halten auf ein gesegnetes Jahr. An dem Tage aber, wenn deutsche Bauern aus allen Gauen, aus Nord und Süd, aus Ost und West, auf dem Bückeberge versammelt sind, wird in allen Dörfern die Erntedankfeier gehalten. Das Zusammensein der Volksgenossen aus dem Dorfe findet seinen Abschluß durch die Überreichung des Erntekranzes vom Ortsbauernführer an den Bürgermeister — ein feiner, symbolischer Brauch im Dritten Reich!

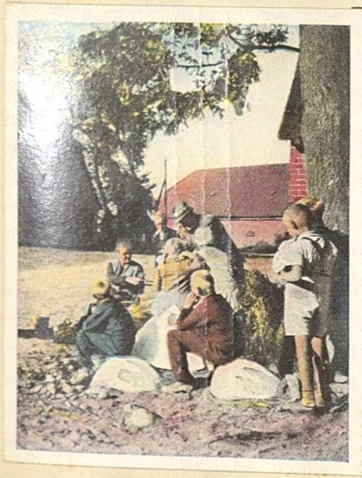
Nr. 118

Schmücken der Einfahrtstür

Nr. 119



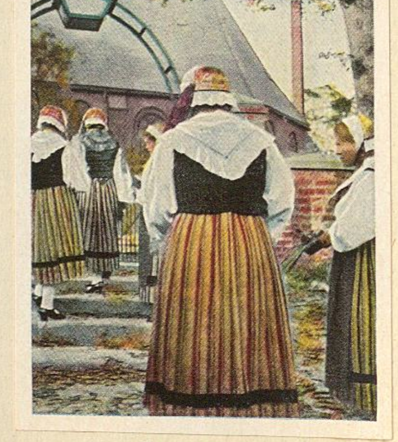
Die Erntekronen



Nach Feierabend

Nr. 117

Binden der Erntekrone



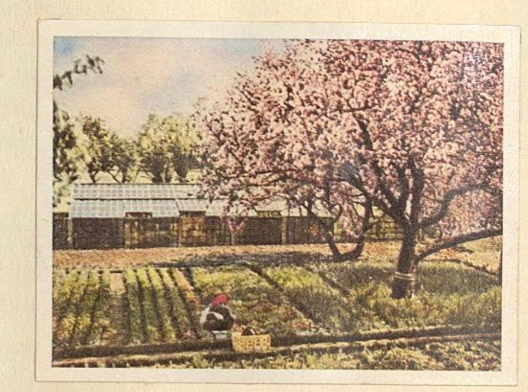
Der Kirchgang

Vom Gemüsebau

Jede Gegend hat ihre Eigenart und ihre Wirtschaftsweise, die durch Bodenverhältnisse, Klima und Absatzmöglichkeit bedingt wird. In der Nähe der Großstädte, die einen gewaltigen Verbrauch an Frischgemüse aller Art aufweisen, ist der Gemüsebau im Klein- und Großbetriebe eine wichtige Erwerbsquelle geworden. In manchen Gebieten unseres deutschen Vaterlandes wird der Boden so gründlich ausgenutzt, daß eine Fläche von 1—2 Hektar die Familie ernährt. Die Arbeit des Gemüsebauers ist anstrengend, und der Tag wird lang. Bei Sonnenaufgang ist der Kätner mit seiner Frau bereits im Garten, und wenn im Westen die Sonne versinkt, ist die vorgesehene Tagesleistung noch kaum geschafft. Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit, das ist die Losung des Gemüsebauers. Im Kleinbetriebe wird sie ohne fremde Hilfe geleistet. Auch die Kinder werden frühzeitig angelernt; zum Hacken, Jäten und Graben werden sie herangezogen. Und wenn die Arbeit den zehnjährigen Jungs und Mädels auch nicht schmeckt, hier heißt es müssen.

Nr. 121

Fruchtbare Gärten



Blühende Bäume

Die örtlichen Verhältnisse sind bestimmend für die Auswahl der Anbausorten, und diese sind vielseitiger geworden, denn mit staatlicher Hilfe hat man Glashäuser errichtet, die die Aufzucht und Lieferung von Salat, Spinat und Radieschen im Winter gestatten. Daneben werden Schnittblumen in den Häusern angetrieben, und später erfolgt eine nochmalige Ausnutzung durch Gurken und Tomaten. Die Holländer sind die Lehrmeister für den Anbau unter Glas gewesen, aber die Söhne der Kätner und Bauern aus den Gemüsegebieten Deutschlands sind nach dort gegangen, haben beobachtet und gelernt und sind auf eigener Scholle zu gleichen Erfolgen gelangt. Die Leistung des einen zwingt den Nachbarn zur Nacheiferung. Dadurch steigern sich die Bodenerträge von Jahr zu Jahr, und die Einfuhr von Frühgemüse aus dem Auslande läßt sich beschränken.

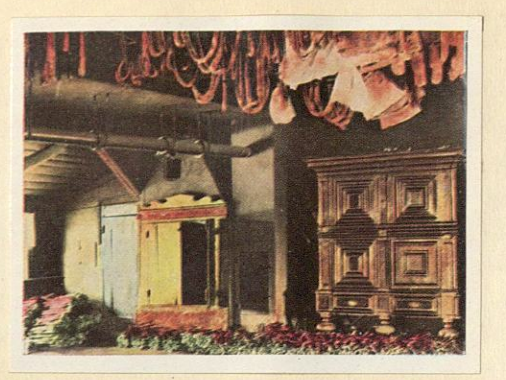
Die Haupterzeugnisse der Gemüsebauern im Elbgebiet, in der Nähe Hamburgs, sind im freien Lande Rhabarber, Spinat, Salat, Frühkartoffeln, Erdbeeren, Kohl verschiedener Art, Zwiebeln, Gurken, Wurzeln, Sellerie, Bohnen, Kohlrabi, Erbsen u. a. Die Gemüsezüchter bringen ihre Produkte in Lastwagen oder mit dem Pferdegespann auf den Markt, vielfach dient auch das Schiff als Beförderungsmittel. Neben dem Gemüsebau wird auch Blumenzucht und Obstbau in bedeutendem Umfange betrieben. Die Kirschen, Äpfel, Birnen und Pflaumen aus dem „Alten Lande" haben einen guten Ruf.

Auf den größeren Besitzungen im Elbgebiet und in Dithmarschen wird der Kohlbau in weiten Flächen betrieben. Die Grundbedingung für einen guten Ertrag ist eine vorzügliche Sorte. Die Mehrzahl der Kohlbauern zieht ihre Saat selber, und manche liefern erhebliche Mengen an Samenhandlungen und erzielen dadurch eine gute Einnahme. Der erste Frühkohl muß im Juni auf den Markt, denn dann werden die besten Preise erzielt. Die frühe Lieferung erfordert eine zeitige Pflanzzeit. Die Aussaat erfolgt im Februar im warmen Mistbeet. Sobald die jungen Pflänzchen die nötige Größe erreicht haben, werden sie in Töpfe gesetzt und weitergetrieben. Bei normaler Witterung werden die

Nr. 123

Bild leicht an den 4 Ecken ankleben, Klebstoff dünn auftragen, unter Verwendung der für diese Zwecke in den einschlägigen Fachgeschäften erhältlichen Klebstoffe

Schöne Gehöfte



Alte Diele



Die Bauernkirche

Pflanzen im April mit dem Topfballen in den Acker gesetzt, und das Wachstum kann beginnen. Der Bauer aber sorgt für einen ständig gelockerten Boden und spart nicht mit dem Stickstoffdünger. Neben dem Frühkohl wird in den Marschen in großen Flächen der Wirsing-, Rot- und September- oder Herbstkohl angebaut, letzterer liefert die größten Erträge. Der Septemberkohl geht zur Hauptsache in die Sauerkrautfabriken zum Einschnitt. Zur Lieferzeit rollen alltäglich viele Güterzüge aus Dithmarschen nach den Hauptverbrauchsgebieten in West- und Mitteldeutschland. Für die Winter- und Frühjahrslieferung wird der Winterkohl oder Amager gepflanzt. Er ist ein haltbarer, kleinköpfiger Kohl, der zuerst auf der dänischen Insel Amager gezüchtet wurde und von dort zu uns kam. Der Winterkohl wird im Herbst eingemietet und nach der Absatzmöglichkeit und der Witterung sauber geputzt als Waggonware geliefert. —

Der Gemüsebau wird im Elbegebiet mit Sicherheit einen Aufschwung nehmen, weil die Vorbedingungen dafür gegeben sind. Die Bewohner sind fleißig und strebsam, und auch an der nötigen Schulung für den Beruf fehlt es nicht.

Die jungen Leute der Gegend haben Gelegenheit zum Besuch der Gemüsebaufachschule in Glückstadt. Dort lernen sie die neuesten Anbaumethoden kennen und sammeln ihre Erfahrungen auf den Versuchsfeldern, in Glashäusern und Mistbeeten. Die Väter waren allein auf die Praxis angewiesen, den Söhnen wird der Weg zum Erfolg leichter gemacht, aber sie werden mit derselben Zähigkeit dem gesteckten Ziele zustreben.

Manches Gebiet in unserem deutschen Vaterlande ist durch den Anbau einer Gemüseart, einer Bodenfrucht, bekannt geworden. Den Dithmarscher Kohl



Weite Kohlfelder

kennen alle im Lande, die Glückstädter Kartoffeln nicht minder. Von dem starken Gurken- und Kürbisanbau im Spreewald wissen viele. Den dicken Meerrettich aus gleicher Gegend schätzt der Karpfenesser, auch zur Rinderbrust — wenn sie fett ist — dürfte er passen. Die Zittauer Zwiebeln haben den besten Ruf, den Burgdorfer Spargel schätzt der Genießer. Die Teltower Rübchen stehen auf mancher Speisekarte. Die Erzeugnisse des Gemüsebaus haben manche Gegend bekannt gemacht im Reich. Die helfende Hand des Staates aber wird dafür sorgen, daß der Gemüsebauer durch den Ertrag seines Bodens für seine schwere Arbeit angemessen entlohnt wird.

Nr. 127

Reiche Gurkenbeete

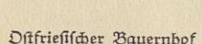
Nr. 128

Starker Meerrettich

In Marsch und Moor

Die furchtbaren Fluten, die in den vergangenen Jahrhunderten verheerend über die Halligen tobten und die Deiche der großen Marschinseln vor der Küste Schleswig-Holsteins brachen, haben auch das Gebiet zwischen Ems und Elbe schwer mitgenommen. Die große Mannestränke von 1362, die schrecklichste aller Fluten, von denen die Chroniken zu berichten wissen, fraß auch weite Landgebiete zwischen Elbe und Weser. Dann kam die entsetzliche Wassersnot vom 2. November 1532, und ihr folgte die berüchtigte Allerheiligenflut vom 1. November 1570. In diesen beiden Naturkatastrophen verloren über hunderttausend Menschen ihr Leben. Auch die Fluten des 17. und 18. Jahrhunderts wüteten in ähnlicher Weise. Am 15. November 1699 drang das Wasser bis zur Geest. In den Straßen Hamburgs fuhr man mit Kähnen, und große Schiffe wurden über die Deichkronen geworfen und weit ins Binnenland versetzt. In neuester Zeit haben die Sturmfluten verhältnismäßig geringe Schäden verursacht, denn die Deiche sind höher, fester und breiter geworden und trotzen jedem Anprall der Wogen. Heute sitzen die Bewohner der Marschen wohlgeborgen auf ihren Höfen; vor Jahrhunderten verkam manches Geschlecht in den einbrechenden wilden Wassern der Nordsee. —

Nr. 129

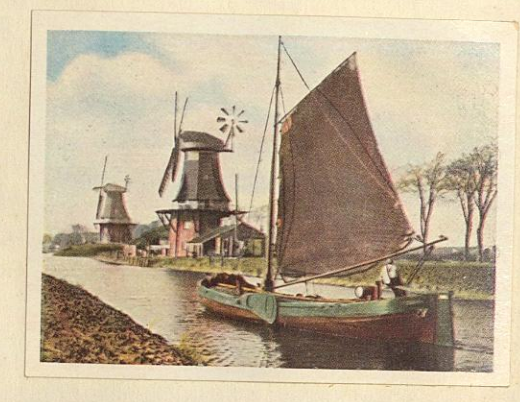


Ostfriesischer Bauernhof



Stute und Füllen

Die Marsch ist ein eigenartiges Land — mancher wird sie eintönig nennen, und doch hat sie ihre Reize. Vom Deich aus überblickt man die fruchtbare Ebene, durchschnitten von zahllosen Wassergräben, die der Marschbewohner mit seinem Springstock leicht überwindet. In etlichen Gegenden reiht sich Weidefläche an Weidefläche, so weit das Auge blickt. Die Grasländereien sind bejagt mit schwarz- und rotbunten Rindern, mit Pferden verschiedener Zuchtrichtung und Jungvieh aller Art. Das holsteinische und hannoversche Pferd ist typisch für die beiderseitige Elbmarsch. Zwischen Ems und Weser liegt das Zuchtgebiet der ostfriesischen und oldenburgischen Rasse. In anderen Gebieten wird vornehmlich Kornbau betrieben. Ein Weizenfeld reiht sich an das andere. Der Hafer ist üppig wie Schilf. Die Gerste liefert riesenhafte Erträge. Die Bohnen sind reich an Schoten, auch der Rapsbau ist lohnend. Im Gebüsch versteckt liegen die massigen Höfe. Mit Vorliebe hat man an einem Sielzug, Fluß oder Kanal den Bauplatz gewählt. Auf den schiffbaren Gewässern ziehen Kähne und größere Segler dahin, und ihre braunen Segel geben ein eigenartiges Bild in dem Grün der Landschaft. Die Schiffe laden und löschen an den Wasserwegen; dieser Beförderung von Gütern



Am Kanal

Nr. 132

Schwarzbunte Rinder

gibt man immer den Vorzug. Die Fracht ist billig, und man meidet mit dem Fuhrwerk gern zur Winterzeit die unbefestigten tiefen Wege der Marsch. Der Spätherbst und Winter ist die Zeit der Arbeitsruhe auf den Fennen. Bis zum eintretenden Frost arbeiten die abgehärteten Kleier an dem Aufräumen der Gräben, das regelmäßig in siebenjährigem Wechsel durchgeführt wird.

Bevor wir von der Marsch ins Moor wandern, wollen wir des Bosselns, des alten Volkssports, gedenken, der dort seit langer, langer Zeit gepflegt wird. Im Winter, wenn der Boden gefroren ist und die Gräben mit einer Eisdecke überzogen sind, treffen sich die Kämpfer, und hinaus geht's aufs Feld. Zwei Dörfer messen sich in ihren Wurfleistungen, und jedes stellt die gleiche Zahl an Werfern. Ein Marschweg ist der Ausgangspunkt des Kampfes. Die Holzkugeln, die aus Esche gedreht und deren Durchbohrungen mit Blei ausgegossen sind, wiegen ein Pfund. Die ersten beiden Werfer treten an, zwei baumlange Bauern im besten Mannesalter. Sie haben Schuhe und Rock ausgezogen, wiegen die Kugel in der vorgestreckten Hand, blicken scharf in die Zielrichtung, drehen sich blitzschnell um sich selber und lassen die Bossel fliegen. Im gestreckten Bogen saust die Kugel durch die Luft, setzt auf den Frostboden, macht Sprünge von Acker zu Acker und rollt weiter, bis sie endlich zum Stillstand kommt. Der eine hat seinen Gegner in der Wurfweite übertroffen. Die folgenden Kämpfer aus jeder Partei treten an, und der Endpunkt des ersten Wurfes ist der Abwurfplatz für den nächsten. Der Kampf geht weiter querfeldein, bis alle ein- oder mehrmal geworfen haben und die siegende Partei festgestellt ist.

Nr. 133

Am Moordamm

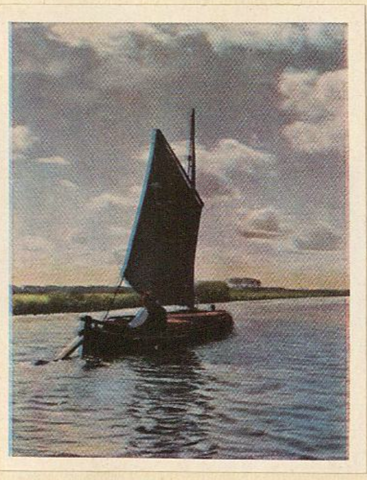
Der Bosselsport ist edler Volkssport. Die Kinder betreiben ihn schon, denn wer ein Meister werden will, übt sich beizeiten. Die Jünglinge und Männer messen sich oft im Weitwurf, und es werden Höchstleistungen erzielt von über neunzig Meter. Selbst an der Grenze des Greisenalters versucht man auf Bosselfesten noch den Wurf mit der Pfundkugel, und die alten Herren brauchen sich ihres Könnens nicht zu schämen. —

„De Borrn bewegt sik op un dal, is gungst du langs en
böken Bahl;
dat Water schülpert inne Graff, de Grasnarv bewert
op un af;
dat geit hendal, dat geit tohöch, so lisen as en Kinnerweeg.“
(Kl. Groth.)

Im Emslande und im Wesergebiet liegen noch unübersehbare Moore, unberührt und weglos wie vor Jahrhunderten. Dünn, überaus dünn ist die Gegend besiedelt. Die zähen Moorbauern führen einen langen Kampf mit der uralten Naturlandschaft. Hart ist die Arbeit, lang der Tag und einfach die Lebensführung; denn nur so ist ein Weiterkommen möglich, und auch dann ist es schwer. Die Ärmsten der Armen des Moores sind die „Heuerlinge“, die von den Moorbauern mit größerem Besitz etwas Land und Moor und eine Kate erhalten haben, wofür sie einige Tage in der Woche arbeiten. Buchweizengrütze und Kartoffelbrei ist ihre tägliche Nahrung. Mit Brot wird gespart, und Fleisch kommt fast nur an den Festtagen auf den Tisch. Was



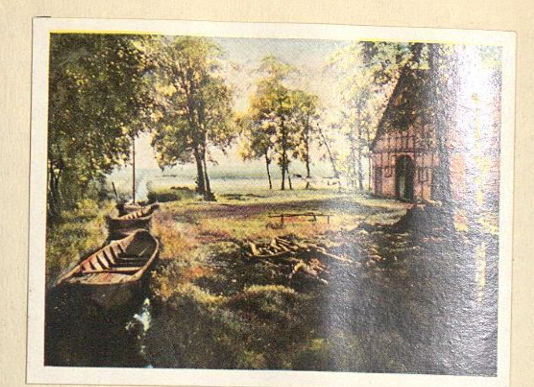
Arbeiten im Moor



Der Torfkahn



Die Torfverladung

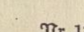


Gehöft im Moor

nicht zu entbehren ist und vom Krämer beschafft werden muß, wird im Tauschhandel erworben. Für Zucker und Salz, Petroleum und all die anderen Dinge des täglichen Gebrauchs werden Eier in Zahlung gegeben. Das Ei ist die Währung des Moores. Das Bargeld ist knapp.

In früheren Jahrzehnten brachte die Torfgewinnung den Moorbauern eine gute Nebeneinnahme, wurden doch die ganzen Kleinstädte an der Ems von ihnen beliefert. Mit Wagen oder Kahn wurde der Torf angefahren, und nach der Belieferung ging es in den Wirtshäusern hoch her. Der Bauer entschädigte sich für die schwere Arbeit und das entbehrungsreiche Leben eines langen Jahres. Und wenn auch einige Taler durch die Kehle gejagt wurden, es kam Bargeld ins Haus, und Frau und Kinder wurden mit kleinen Geschenken bedacht. Heute ist die Torfgewinnung für den Moorbauer bedeutungslos geworden. Die Kohle hat den Brennstoff verdrängt, und die Torfwerke arbeiten billiger. Der Bauer ist allein auf den Ertrag seines Bodens angewiesen. Nur für den eigenen Bedarf wird noch Torf gegraben.

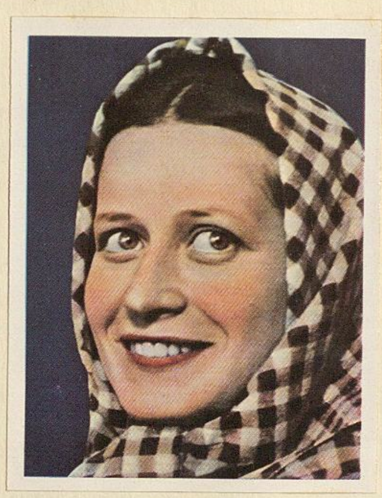
Es sind verschiedentlich Versuche unternommen worden, die Emsmoore zu besiedeln und zu kultivieren. Friedrich der Große machte bereits den Anfang damit, aber zu einer durchgreifenden Arbeit ist man nicht gekommen. Und doch ist der Boden ertragfähig, die Holländer jenseits der Grenze haben es bewiesen. Auf dem gleichen Boden bauen sie Gemüse zur Ausfuhr in großen Mengen, auch die Viehwirtschaft steht in Blüte. Butter und Käse sind ebenfalls Ausfuhrprodukte. Was den Holländern gelungen ist, müßte auch uns möglich sein, denn das Klima und die Bodenbeschaffenheit sind in den Grenzgebieten dieselben. Die Reichsregierung hat beschlossen, unter Einsatz großer Mittel die Moore am rechten Ufer der Ems im Rahmen des Arbeitsbeschaffungsprogramms zu kultivieren. Ein weites Siedlungsgebiet kann und wird hier geschaffen werden, und bei richtiger Bearbeitung wird der Boden die angesetzten Familien ernähren.



Nr. 138

Bild leicht an den 4 Ecken ankleben, Klebstoff dünn auftragen, unter Verwendung der für diese Zwecke in den einschlägigen Fachgeschäften erhältlichen Klebstoffe

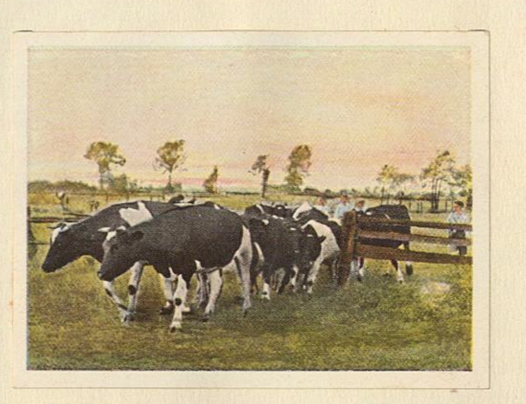
Im Greisenalter



Lachendes Leben

Bevor wir das Emsland verlassen, wollen wir noch ein Moordorf, ein langes Reihendorf, besuchen, um einen Einblick in die Bauweise und Lebensführung der Bewohner zu gewinnen. Endlos erscheint die Straße, die sich durchs Moor zieht und von Entwässerungsgräben begleitet ist. Rechts und links des Wegs liegen die Gehöfte einfachster Bauart. Jeder Schmuck am Hause fehlt. Nach einem Blumengarten sucht man

vergebens. Der schwere Kampf ums Dasein zwingt zur größten Einfachheit. Der Viehbestand des Besitzers ist gewachsen, ein kleiner Stall wurde deshalb angebaut. Die Sau mit ihren Ferkeln, die dort zu Hause ist, tummelt sich im Freien. Die Alte bricht am Dunghaufen, die Jungtiere jagen über den Hof. Die blonden Kinder der Kolonisten, denen man die deutsch-holländische Blutmischung ansieht, wachsen auf wie die Wildlinge. Doch früh kommt auch für sie der Ernst des Lebens, die Arbeit. Die Wohnräume des Hauses sind klein und dürftig in der Ausstattung. Der „Tranküsel" ist von der Petroleumlampe verdrängt. Das elektrische Licht ist aber noch nicht in diese weltvergessene Gegend gedrungen. Die harte Arbeit und das entbehrungsreiche Leben graben ihre Spuren in das Antlitz der Männer und Frauen. Die Menschen altern früh, und die gefurchten Gesichter beider Geschlechter sind häufig in den Häusern der Moorbauern. Zweihundert Jahre hindurch ging das Leben der Moorleute denselben Gang. Der neue, gründliche Kampf mit der Moorwildnis dürfte auch ihr Dasein verbessern und lebenswerter machen.



Zur Weide am Morgen

Dat Moor is brun, de Heid is brun,
Dat Wullgras schient so witt as Dun,
So week as Sid, so rein as Snee:
Den Hadbar reckt dat bet an't Knee.

Hier hüppt de Pogg in't Reet hentlang
Un singt uns abends sin Gesang;
De Voß, de bru't, de Wachtel röppt,
De ganze Welt is still un slöppt.

Du hörst din Schritt ni, wenn du geihst,
Du hörst de Rüschen, wenn du steihst,
Dat lewt un wewt int ganze Feld,
As weert bi Nacht en anner Welt.

(Kl. Groth.)

Auf dem Viehmarkt

Morgen ist Pferdemarkt in Rotenhof! Der Tag ist im Kalender vermerkt. Alle Bauern aus der Gegend kennen ihn, denn ihre Väter besuchten schon den Markt, der stets stark beschickt ist. Auch die Händler kommen aus nah und fern als Käufer und Verkäufer. Die Koppelknechte führen die Gäule heran und stallen sie auf bis zum Markttag.

Ein neuer Tag bricht an, ein windstiller Märztag mit leichtem Frost und schwachbedecktem Himmel. Die Straßen, die zum Städtchen führen, sind bereits in der Morgenfrühe selten stark belebt. Die Knechte bringen die Pferde, die durch Verkauf oder Tausch ihren Besitzer wechseln sollen. Die Bauern kommen im leichten Wagen. Etliche wollen kaufen, andere verkaufen, die meisten aber nur sehen, und das sind die Pferdekenner. Der alte Johann Green von Stollbrook weiß besser über die Gäule der ganzen Umgegend Bescheid als über das Verwandtschaftsverhältnis seiner weitverzweigten Familie; und der ist ein ständiger Gast auf allen Märkten.

Nr. 141

Auftrieb zum Pferdemarkt

Nr. 142

Prüfung mit Kennerblick

Auf den Zufahrtsstraßen vorm Städtchen warten schon einige Händler. Das ist für die Bauern ein gutes Zeichen, die Pferde sind knapp, sie werden heute ihren Preis machen. Zu Vorverkäufen kommt es deshalb nicht, obgleich mancher sonst nach dem alten Erfahrungsgrundsatz handelt: der erste Käufer ist der beste!

Der Markt füllt sich mehr und mehr. Die Großhändler bringen den volljährigen Pferden das größte Interesse entgegen, und es werden Preise gezahlt, die man seit Jahren nicht mehr kennt. Der Handel geht flott. Aus bäuerlichen Kreisen wird Umschau gehalten nach besseren Arbeitspferden, denn die Frühjahrsbestellung naht. Auch manches Füllen wechselt den Besitzer. Wer den Handelsgeist unserer Bauern kennenlernen will, der muß auf den Markt gehen, und wer Sinn für Humor hat, kommt hier auf seine Kosten. Die meisten Marktbesucher sind ganz bei der Sache. Wo gehandelt wird, bildet sich sofort ein Kreis von Zuschauern, und manches Witzwort fällt. Der dicke Händler aber ist zungengewandt, er ist um keine Entgegnung verlegen. Der Gaul wird vorgeführt im Schritt und Trab, und man folgt der Bewegung des Tieres mit Kennerblick. Der Händler bemängelt die Gangart, überprüft anschließend die Zähne des Tieres zur Altersbestimmung und macht seinen Preis. Der Bauer fordert mehr, aber man ist sich schon nahe. Und dann folgt ein lustiges Hin und Her, man möchte es Feilschen nennen. Schließlich wird der Kauf getätigt und bestätigt mit kräftigem Handschlag, und beide Parteien sind zufrieden und bleiben's, der Handel ist reell. Es kommt aber auch vor, daß von gewissenlosen Leuten unsichtbare Fehler der Pferde beim Verkauf verschwiegen werden. In solchen Fällen ist der Käufer schlimm dran, sein gutes Geld ist er los, denn von diesen Lumpen ist nichts zu holen. Pferdehandel ist Vertrauenssache! Fritz Reuter weiß von einem solchen Geschäft humorvoll zu erzählen in seiner Dichtung „De Pird'handel".

Ein Pastor hat einen treuen alten Braunen, der etwas wackelig auf den Beinen wird. Für den Schinder ist er noch zu gut und zu schade, er soll auf dem Markt verkauft oder eingetauscht werden. Es findet sich ein Käufer, dann geht es auf die Suche nach einem neuen Pferde. Das eine Tier hat Spat, das andere Gallen, dem dritten traut man zu, daß es ein Krippensetzer ist. Ein Fuchs scheint dämlich von Natur, und bei einem Schwarzen gefallen nicht die Flanken, auch fehlt die Blesse vor der Stirn. So geht der Tag dahin, der Abend kommt! Da trifft der Pastor einen Juden, der einen Wallach hat, wie man ihn gerade sucht. Der Jude schwört bei Gott und aller Welt, daß es ein Pferd ist, wie's nicht besser ist zu denken; vornehm von Geblüt, mit vier extraweißen Füßen und einer schönen Blesse vor dem Kopf. Das Tier steht schon im Stall, man leuchtet's ab und wird sich handelseinig, dann geht die Heimfahrt los. Johann, der Knecht, der fährt und ist zufrieden mit dem Gang des neuen Pferdes. Man nähert sich dem Pastorhause, da fällt's dem Kutscher auf, daß der Braune scheinbar alle Wege kennt, er muß also aus der Gegend sein. Und weiter geht die



Stimmt's mit dem Alter?

Nr. 144

Markt in süddeutscher Stadt

Fahrt — der Ortssinn des neuen Pferdes ist wirklich zu bewundern. Doch schließlich stellen sich Bedenken ein. — Der Pastor läßt den Wagen halten. Johann nimmt die Laterne, beleuchtet den Gaul, und nun dämmert's dem Knecht und auch dem Herrn:

„Un weiten S' wat, Herr Pastor, wat ick mein'? Wi hewwen makt en schön Geschäft, wi heww'n den ollen Brunen wedder köfft." —

Um die Mittagszeit leert sich der Markt, und es füllen sich die Wirtschaften. Die einen verzehren ihr Brot, das sie sich mitgebracht haben, bei einer Tasse Kaffee. Andere sitzen beim Bier oder Grog, die Unterhaltung fließt, im Mittelpunkt aber steht das Pferd. Auch am Biertische werden noch Käufe getätigt oder wenigstens Geschäfte angebahnt. Am Nachmittage rüsten alle zur Heimfahrt, nur wenige bleiben in den Krügen hängen, und die gelten nicht viel im Kreise ihrer Berufsgenossen. Der Markttag von Rotenhof aber liefert noch lange den Gesprächsstoff im Bauernkreise. — Jede Kleinstadt im Lande hat ihren Markt. Wenn der Auftrieb an Vieh in vielen Orten auch gering ist, sobald ein Krammarkt damit verbunden, ist er immer ein Volksfest. So ist es in Ost und West, in Süd und Nord. Auf den Wochenmärkten werden in den Orten, wo Schweineaufzucht in der Umgegend betrieben wird, Ferkel gehandelt. Auch dabei geht's lebhaft her. Die Frauen der Arbeiter aus den Dörfern kommen mit ihrem Handwagen, um ein kleines Borstenvieh oder auch zwei für die eigene Mast zu erhandeln. Die Ferkel quietschen. Der Verkäufer hält sie am Hinterbein und zeigt und preist ihre Güte. Man handelt um den Groschen, denn die Käuferinnen sind zäh und vorsichtig in der Geldausgabe. Schließlich einigt man sich, zahlt und ist zufrieden.

Nr. 145

Ferkelmarkt in Ostpreußen

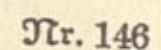
Die größten Umsätze werden natürlich auf den Viehmärkten der Großstädte erzielt, die allwöchentlich einen mächtigen Auftrieb an Rindern, Schweinen und Schafen aufweisen. Obenan steht Berlin, die Viermillionenstadt, mit dem gewaltigen Fleischverbrauch. Eine Sonderstellung als Rindviehmarkt hat Husum, die „graue Stadt" am Meer. Das Fettvieh der Marschen wird dort vom Hochsommer bis in den Herbst hinein zum Verkauf gestellt. Aus vielen Gegenden Deutschlands kommen die Großhändler und decken ihren Bedarf in bester Qualitätsware. Heute wird durchweg nach Gewicht gehandelt. Früher schätzte man die Schwere der Tiere, und manche Händler hatten darin eine solche Meisterschaft, daß sie das Gewicht der Ochsen genau oder auf wenige Pfunde nach einem prüfenden Griff bestimmten. Aber auch die Marschbauern standen ihnen in dieser Fertigkeit kaum nach, beide Parteien verstanden ihr Geschäft, und das war notwendig, denn nur so konnte es befriedigend und lohnend sein.

Bei den Siedlern

Zwanzig Jahre sind's her, da wohnte nicht weit von der Großstadt in der Nähe der Klosterwaldung der Bauer Wulf Karsten. Er hatte einen schönen Hof, wie man sagt. Die Bodenfläche war nicht groß, es waren gegen hundert Morgen, aber die Äcker waren ertragreich und die Wiesen am Verlandungssee nicht schlecht. Nach der Chronik saß die Familie des Besitzers schon 250 Jahre auf derselben Scholle. In den damaligen wilden Zeiten hatte „ein Freigelassener aus dem Güterdistrikt" die wüste Hufe übernommen, Harm Karsten hieß er. — Die Karstens auf Stollbrook hatten immer einen guten Namen in der Gegend. Es waren strebsame, einfache Leute, die durch ihren Fleiß etwas hinter sich brachten, die aber bei unverschuldeter Not eine offene Hand hatten.

Im Jahre 1905 griff das Schicksal mit harter Hand in das Familienleben auf Stollbrook. An einem trüben Herbsttage überbrachte der alte Briefträger die Nachricht, daß der Erbe, der bei den Seesoldaten diente, im fernen Südwest geblieben sei. Die Eltern wurden von diesem Tage an noch stiller, und das Haus war ihnen leer. Ihre einzige Hoffnung waren die beiden nachgeborenen Zwillingsbrüder, die nun zehn Jahre zählten.

Die Zeit ging dahin, zehn Jahre verflossen, die Kriegsfackel lohte, der Weltkrieg tobte an Deutschlands Grenzen, und Ströme von Blut und Ströme von Tränen waren die Folge des frevelhaften Völkermordens. Von allen Seiten kamen täglich die Nachrichten: der Sohn ist gefallen — der Vater geblieben, der Verlobte vermißt. Dann hieß es wieder: verwundet, gefangen — und das war schon ein Trost für manch Mutterherz. Und dann kam ein Tag in der Sommermitte, der machte die Stollbrooker kinderlos. Der eine Sohn fiel bei einer Sprengung, der andere blieb im Trichterkampf. Die harte Kunde nahm den Eltern die letzte Hoffnung ihres Lebens. Der Kummer fraß an ihrem Herzen, die untröstliche Mutter verging vor Gram. Der Vater kniff die Lippen zusammen, er haderte mit dem Schicksal, er verkaufte den Hof, den Besitz der Väter, seit Jahrhunderten vererbt. Die nahe Stadt wurde Besitzer von Stollbrook. Mit richtigem Weitblick erwarb man die Grenzländereien, um einen Grüngürtel zu schaffen und um bebauungsfähiges Siedlungsgebiet zu erhalten. Bald entstanden hübsche Häuschen mit ausreichender Stallung und genügendem Garten für Handwerker und Arbeiter. Abwechslungsreich war die Bauweise, und in wenigen Jahren lag an der Klosterwaldung eine anheimelnde



Nr. 146

Bild leicht an den 4 Ecken ankleben, Klebstoff dünn auftragen, unter Verwendung der für diese Zwecke in den einschlägigen Fachgeschäften erhältlichen Klebstoffe

Stadtrandsiedlung

Siedlung, die im Aufbau musterhaft war. Die Belastung der Besitzer war erheblich, aber immerhin tragbar bei zweckmäßiger Bewirtschaftung, bei gründlicher Ausnutzung der Kleintierzucht. Die Väter arbeiteten nach Feierabend, die Mütter schafften in jeder freien Stunde, auch die Kinder halfen mit, und alle taten's gern, denn



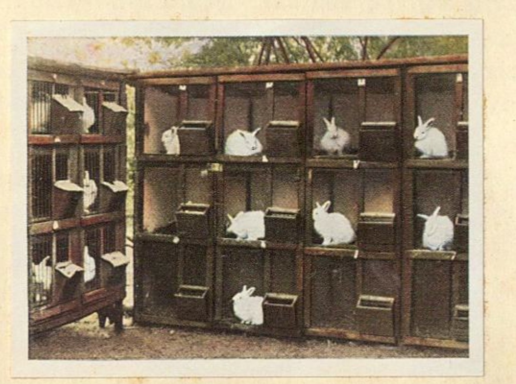
Ziege und Lämmer



Neugieriges Borstenvieh

sie schafften für sich. Die Siedler aus der Friesengegend hielten sich Milchschafe, wie sie es aus der Heimat gewöhnt waren. Die Ziege als „Kuh des kleinen Mannes" erkannten sie nicht an. „Ziegen, das unbegreiflichste Viehzeug", pflegten sie zu sagen. „Gibt man ihnen das beste Futter, so wollen sie's nicht fressen. Reicht man ihnen fragwürdiges, verstaubtes Kraut vom Grabenrand, so nehmen sie's mit Heißhunger. Heute saufen sie nichts, morgen einen ganzen Eimer voll. Ein komisches Volk!" Die „Ziegenfreunde" sind natürlich ganz gegenteiliger Ansicht. Sie rühmen die Genügsamkeit ihrer Tiere und vor allem die Milchleistung, die sich züchterisch noch steigern läßt. Dabei weisen sie auf den prächtigen Ziegenbock hin, der erst kürzlich angeschafft

wurde. Nunmehr steht Ansicht gegen Ansicht, und beide Parteien haben recht. Da wirft ein Spaßvogel unter den Milchschafhaltern die Bemerkung ein: „Einen so schönen Ziegenbock kann nur der halten, der ständig Stockschnupfen hat!" Der Mann hat auch recht; etwas ist eben bei jeder Sache. Die Hauptsache ist und bleibt, daß die deutsche Erde restlos genutzt wird, und dabei



Angorazucht

muß die Ziegen- und Schafhaltung helfen, denn es gibt noch viele Weidemöglichkeiten, die durch Großvieh nicht ausgewertet werden können. Was heute an Weg- und Feldrändern, auf dem Ödlande und im Walde verkommt, muß durch die Tierhaltung in Lebensmittel umgesetzt werden, dann dient man der Erzeugungsschlacht, man schafft ein Mehr zur Sicherung des Volkes.

Die Saanenziege mit ihren drei Lämmern — ein liebliches Bild — hat die Veranlassung gegeben zur bevorzugten Behandlung. Der Borstenträger aber, der mit den Vorderbeinen auf dem Gatter im Stalleingang lehnt, erhebt scheinbar Widerspruch, denn er und seine



Angoraspinnerei

Vorgänger wurden schon auf der Siedlung gehalten, als man weder an Ziege noch an Schaf dachte. Ja, so ein Schwein, ein nahrhaftes Tier für einen jeden Haushalt. Und wenn die Mästung durch Monate hindurch auch Sorge macht, der Schlachttag ist ein Festtag, denn von nun an wird das Essen fetter und der Brotaufstrich dicker. Der Abschiedsschrei des Borstenträgers von diesem Erdenleben aber klingt den Kindern hart in den Ohren, doch sie vergessen schnell, die in Aussicht stehende Grützwurst tröstet. Der Schwanz mit einem Haarbüschel daran wird mit einer krummen Knopfnadel Nachbars Fritz angehängt, und die Blase dient als Bezug für den „Rummelpott" zu Neujahr. Das sind herrliche Aussichten für ein Kinderherz.



Jungkaninchen

Die Kleintierzucht blüht in Stollbrook. Es sind einige Taubenzüchter da. Sie halten blaue Strasser, Möwchen, Brieftauben, Danziger Hochflieger, Kalotten und Pfautauben, vielleicht auch noch einige Arten mehr. Da der Nutzungswert der Tauben aber bescheiden ist, so wird die Haltung immer in engen Grenzen bleiben, zumal Ärger damit verbunden ist. Die Nachbarn sehen die Tauben nämlich im Frühjahr nicht gern in ihren Gärten, auch von den Feldern werden sie verwünscht.

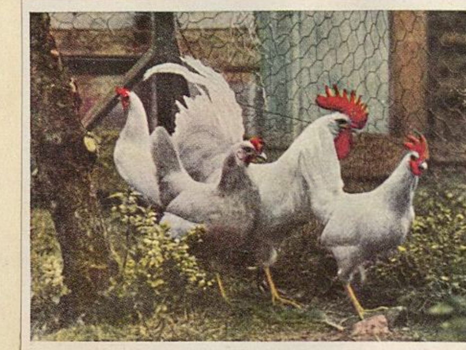
Am stärksten haben sich die Siedler Stollbrooks der Kaninchenzucht angenommen. Der Vorsitzende der Zuchtvereinigung im Orte ist Könner in seinem Fach, und



Bäuerliche Siedlung

diese Führung hat reiche Früchte getragen. Man geht dort in der Kaninchenhaltung von dem Grundsatz aus, daß der beste Züchter der ist, der bei geringstem Futteraufwand das vollwertigste Fell und das meiste Fleisch erzielt. Die Zuchtbuchführung ist Sache des Vereins als Grundlage der Leistungssteigerung, denn nur so ist eine Zuchtwahl nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten

möglich. Die Rohfelle werden sorgfältig behandelt und dadurch im Verkaufswert gesteigert. Als Wollerzeuger wird das Angorakaninchen gehalten, und mancher Siedler ist nach und nach zu einem erheblichen Tierbestande gelangt, der einen hübschen Jahresgewinn abwirft. Sauberkeit und nochmals Sauberkeit ist die Grundbedingung für die wirtschaftliche Ausnutzung dieser Rasse. Wer die Eigenschaft nicht besitzt, soll die Finger davonlassen, er wird nur Enttäuschungen erleben. Die Vorbilder am Ort in der Behandlung des weißen Langhaarkaninchens haben beachtliche Ergebnisse gezeitigt. Man ist sogar zur Anschaffung der erforderlichen Maschinen gekommen, um die Wolle der Zuchtvereinigung selbst zu verspinnen. Hier war es lohnend bei der Höhe des Tierbestandes. In den allermeisten Fällen aber dürfte die Wolle verkauft werden, und auch dann bleibt noch ein hinreichender Nutzen für den Züchter.



Amerikanisches Leghorn

Über die Hühnerhaltung ist nicht viel Lobendes zu sagen. Etliche gute Stämme sind am Platze. Diese Züchter halten auf früheste Bruten und haben Eier. Die aber, die nicht zu belehren sind, begnügen sich mit „Mistkratzern" und haben — Ärger. —

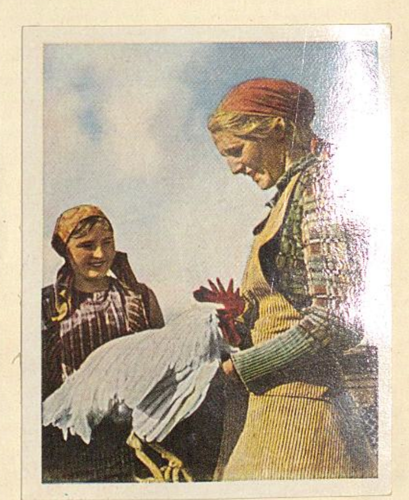
Vor fünfzehn Jahren verkaufte Wulf Karsten seinen Hof. Bei der Bestellung des ersten Feldes zog er stets die Mütze, der Knecht machte es auch, und er sprach ernst und feierlich: „Mit dir beginn' ich diese Tat, o Herr, der du die Welt regierst. O Herr, wenn du nun mit mir bist und gibst mir dein Gedeihn, so wird es alles, was ich tu', von dir gesegnet sein." Ein gläubiges Wort, und dennoch zerbrach Wulf Karsten am Schicksal. Dort aber am Klosterwald, wo er vor Jahren seine Saat in den Boden streute, sitzen über zweihundert Siedler auf eigener Scholle, zufrieden mit dem Schicksal bis auf die wenigen, die nichts können und nichts wollen, die Mitläufer sind im Leben. Ein Bauernleben zerbrach, eine blühende Siedlung entstand — Menschenschicksal — Gottesfügung!

Eine Stunde von Stollbrook nach Osten lag ein gewaltiges Gut mit Nebenhöfen und Zeitpachtdörfern. Die Besitzer haben in einem halben Jahrtausend oft gewechselt. In den letzten zweihundert Jahren blieb es in der gleichen Hand. Es war ein prächtiger Herrensitz mit herrlichem Waldbestand, schönen Eichenalleen und blinkenden Teichen und kleinen Seen. Die Landschaft erfreute das Auge, die Felder aber waren in schlechter Kultur, und die Folge war die Verschuldung. Die Bauern aus den Zeitpachtdörfern wurden Besitzer, und ein Nebenhof nach dem anderen wurde für Siedlungszwecke verkauft. Auf den großen Hofkoppeln liegen heute am Rande der Wege die neuen, einfachen Siedlungsbauten. Raum mußte geschaffen werden für Menschen und Vieh. Da aber Sparsamkeit die Grundbedingung bei der Errichtung der Bauten der Siedler ist, durfte auf Schönheit der Häuser nicht gesehen werden. Zweckmäßig und nüchtern erscheinen sie, als wenn sie sagen wollten: du, der du darin wohnst, mußt ebenso sein, wenn du dein Fortkommen finden willst. Die

Nr. 155

Auf dem Geflügelhof

Siedler haben trostlose Jahre hinter sich. Der Besitzer auf ererbter Scholle konnte nicht leben und sterben. Wie sollte es den Leuten gehen, die mit wenig Mitteln und vielen Schulden einen kahlen Besitz erwarben, der doppelt der Pflege und Verbesserung bedurfte! Und doch, die allermeisten haben den Mut nicht verloren.



Ein guter Hahn

Die zähen Bauernnaturen ringen ums Dasein, und sie erzwingen den Aufstieg, denn es sind Kämpfernaturen. Der helfende Gedanke bei allem Schaffen von früh bis spät ist die eigene Scholle. Die Kinder aber werden's den Eltern danken, daß sie ihnen im Erbhof eine bleibende Heimat schufen.

Im Lande der roten Erde

Das Industriegebiet Westfalens soll uns nicht beschäftigen. Wir wollen vielmehr die fruchtbaren Ackergebiete des Landes und ihre Bewohner kennenlernen, den Hellweg und die Soester Börde, das Münsterland und das Mindener Gebiet. Schwer ist der Boden, und schwer und massig sind die Bauern, die seit undenklichen Zeiten auf ihren Höfen sitzen. Das alte westfälische Bauernhaus ist ein mächtiger Fachwerkbau, von hundertjährigen Eichen überschattet. Die Wände sind oft weiß gekalkt und die Türen und Giebel grün oder blau gestrichen. Die Giebelspitze läuft meistens in gekreuzte Pferdeköpfe aus. Das Strohdach, auf dem man gern den Hausstorch sieht, ist mit dicken Moospolstern überwuchert. Der Haupteingang liegt in der Giebelseite des Hauses. Es ist ein hohes breites Tor mit würdevollem Schmuck. Die Seitenpfosten zeigen geschnitztes Rankwerk mit Blumen und Früchten, oder sie sind mit grellbunten Farben bemalt. Der breite Querbalken trägt oft eingeschnittene Verse, die den Sinn der Bewohner widerspiegeln. Auch die Namen der Erbauer und die Jahreszahl der Entstehung des Hauses ist hier zu finden. Besonders sorgfältig sind die Traghölzer verziert, die die Ecken zwischen den Querbalken und den beiden Pfosten füllen. Durch die große Eingangstür betritt man die breite Tenne. Auf ihrem Lehmboden werden die landwirtschaftlichen Arbeiten verrichtet und die größeren Familienfeste gefeiert, weil der Raum in den Stuben nicht reicht. Zu beiden Seiten der Tenne stehen die Rinder und Pferde mit dem Kopf zur Diele. Im Hintergrunde liegt der Herd, wie bei allen niedersächsischen Bauernhäusern. Unter den Balken der Diele hängen die geräucherten Würste, Schinken und Speckseiten. Der westfälische Schinken ist durch seine Güte allgemein bekannt. Schon die Römer der Kaiserzeit schätzten den „marsischen Schinken", der seinen Weg von Germanien nach den Gestaden des Mittelmeeres fand. Berühmt ist ebenfalls der Pumpernickel, das dunkelbraune, schmackhafte Roggenbrot mit hohem Nährgehalt. —.



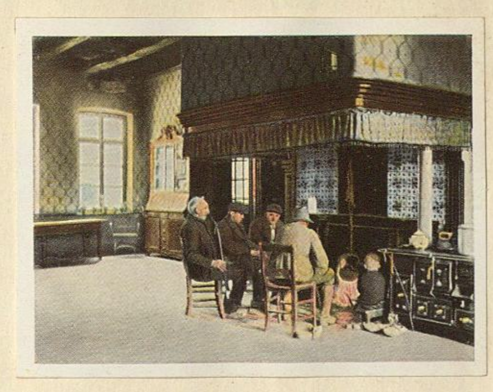
Westfälisches Haus

Die Bauern aller Gegenden haben eine wechselvolle Zeit durchlebt, denn in allen Fehden der geistlichen und

Nr. 157

Die schöne Tennentür

weltlichen Herren mußten sie Haare lassen. Es ist lange, lange her, da trug der Bauer den Kopf hoch und das Schwert an der Seite, und er dünkte sich nicht geringer als der Ritterstand. Der Ritter war nur ein Dienstmann des Adels, der Bauer aber saß als freier Mann auf eigener Scholle und kannte keine Nahrungssorgen. Dann aber kam eine Zeit, wo die Kriegsfurie den deutschen Boden zertrat, und damit begann für den Bauer ein Jammerleben. Die Gebäude des Hofes zerfielen, das bewegliche Eigentum wurde geraubt, der Hunger stellte sich ein. Der gerade Bauernsinn erhielt einen schweren Bruch. Als Ausbeutungsobjekt der Soldateska wurde er verschlagen und mißtrauisch, roh und hart in einer grausamen Welt. Er griff zur Selbsthilfe, wie die Werwölfe in der hannoverschen Heide. Es ist bewunderungswürdig, daß das Bauerntum in



Ein Plauderstündchen

dieser Notzeit nicht zugrunde ging. In zäher Lebenskraft wurde weitergearbeitet, aber zur Hauptsache für andere, denn der Bauer war hörig geworden auf seiner

Nr. 159

Beim Dreschen

Scholle. Der Frondienst für Bischöfe und Fürsten lastete hart auf seinen Schultern, die Not der Kriegszeit aber war noch ärger gewesen. Mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts kam eine bessere Zeit für das Bauerntum. Einsichtige Staatsmänner und Fürsten erkannten in diesem Stande die Hauptstütze des Staatswesens und gaben ihm die Freiheit wieder zur Entfaltung seiner Lebenskraft. Der Bauer bekam wieder Zukunftshoffnung, sein Selbstbewußtsein wuchs, und er grub in die Querbalken der Dielentür die Worte: „Wat frag ick na de Lü', Gott helpt mi!" Und dann kam die moderne Zeit, die auch den Bauer mit ihrem schillernden Glanz umspielte. Er brach mit den alten Sitten der Vorväter und geriet auf falsche Wege, die niemals zu einem glücklichen Ziele führen konnten. Heute ist auch diese Zeit vorbei. Der Bauer ist wieder Bauer geworden; er hat sich auf seinen Wert besonnen, und der Name ist für ihn ein Ehrenname. Er bildet wieder das Fundament des Staates, wie oft in schwerer Zeit, und neues Blut und frische Kraft wird er allen Volkskreisen schenken. Auch der eckige Westfälinger wird seinen Anteil daran haben, er ist aus rechtem Holz geschnitzt. —

Nr. 161

Vor der Dorfschmiede

Bevor wir das Land der roten Erde verlassen, wollen wir Umschau halten nach den „Wildpferden" im Merfelder Bruch, es sind die letzten Europas, die in einem

Nr. 160

Der Korbflechter

Gehege des Herzogs von Croy gehalten werden. Vor sechshundert Jahren sicherte sich der damalige Besitzer

Nr. 162

Bild leicht an den 4 Ecken ankleben, Klebstoff dünn auftragen, unter Verwendung der für diese Zwecke in den einschlägigen Fachgeschäften erhältlichen Klebstoffe

Beim Hüten des Viehs

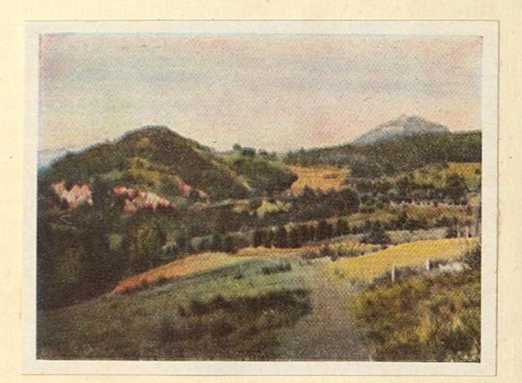
neben der Fischerei und der Jagd das Recht, dort Wildpferde zu halten. Heute sind es noch 150 Stück, die auf einer Fläche von 800 Morgen sich nähren.

Nr. 163

Die Kuh des Kätners

Rheinisch Land

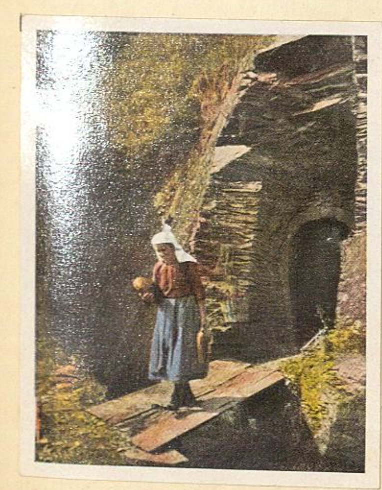
Am 15. Januar war's, da brauste ein Jubelsturm durch Deutschlands Gaue, und die Welt horchte auf. Die Saar, die fünfzehn Jahre vom Reich losgerissen war und bitterschwere Zeiten durchlebt hatte, hatte dem Mutterlande die Treue gehalten und war zurückgekehrt. Dank und nochmals Dank, das war die Losung an diesem Tage in Dorf und Stadt, vom Führer hinab bis zum jüngsten denkenden Volksgenossen — Treue um Treue! Schön ist die Saar, schön ist das rheinische Land! Wir aber wollen die Gegend durchstreifen am



In der Eifel

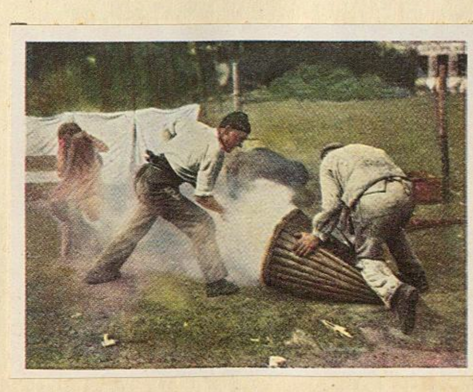
Vater Rhein, am deutschen Strom, der nie Deutschlands Grenze war. — Köln, die alte Stadt am Niederrhein, überragt von dem Dom, dem herrlichsten Bauwerk Deutschlands. Einer ersten deutschen Glanzzeit verdankt er seine Entstehung, einer zweiten seine Vollendung. Von höchster Schönheit ist das Äußere, von wunderbarer verklärender Wirkung ist das Innere. Die Seele des Beschauers wird gepackt in dem hehren Raum im gedämpften Licht. Kirchenreich ist die Stadt, das „nordische Rom", am Schnittpunkt wichtiger Straßenzüge, in fruchtbarer Ebene, der Kölner Bucht. Wenn wir aber westwärts wandern in die Eifel und das Hohe Venn, dann treffen wir öde und arme Gebiete, wo kaum der Kornbau lohnt und der Baumwuchs kümmerlich ist. Weit schweift das Auge in der trostlosen Einöde des Hohen Venn. Es erblickt kaum eine Wohnung und ein bestelltes Feld und selten einen Baum, der nicht vom Sturm geknickt ist. Die Häuser der wenigen Dörfer verstecken sich hinter Hainbuchenhecken, und ihre Bewohner kämpfen schwer ums Dasein. Im schroffen Gegensatz zu der traurigen Hochfläche stehen die tief eingeschnittenen Täler, auf deren Südhängen die Rebe stockt.

Der Weinbau ist ein wichtiger Erwerbszweig im rheinischen Land, und die Edelgewächse der besten Lagen sind unerreicht in der Güte. Das Winzerleben aber ist nicht leicht. Die Arbeit im Weinberg ist ganze Mannesarbeit, und der Ertrag ist unsicher, auch ist der Absatz schwierig, denn der Deutsche ist kein Weintrinker. Der Anbau der Reben ist im Moseltal besonders schwierig, die Felsufer sind hoch und steil und zwingen zur Herrichtung von Terrassen, von denen oft zwanzig bis dreißig übereinander liegen. Generationen haben an diesen gewaltigen Bauwerken gearbeitet, und die Stützpfeiler und Bogen haben riesige Geldsummen verschlungen. Am Fuße der Berge der Mittelmosel liegen liebliche Dörfer, die fast alle als Weinorte einen guten Ruf genießen. — Den edelsten deutschen Wein liefert der Rheingau, das rechte Flußufer im Schutze der Tauunswand. Hier reiht sich Weinberg an Weinberg. Auf dem kalkhaltigen Boden gedeiht die edle Rebe vorzüglich. Neben der direkten Sonnenbestrahlung werden die Trauben von den warmen Bergwänden angeglüht und gelangen zur höchsten Entwicklung und Vollreife. Stufenweise liegen die Weinberge übereinander, von schmalen Bergpfaden durchschnitten. Der Winzer ist





Der Felsenkeller



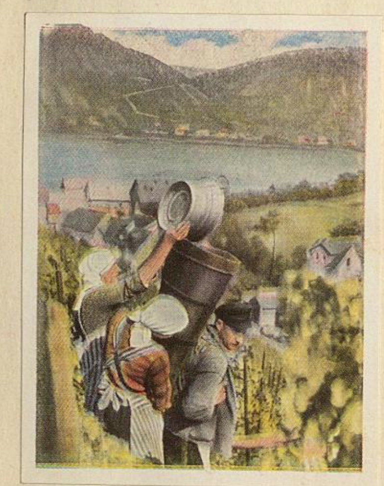
Vorbereitung zur Weinlese

Nr. 167

Ein glücklicher Augenblick

das ganze Jahr in seinem Weinberg beschäftigt. Im Winter erfolgt die sachgemäße Beschneidung der Reben. Der Frühling und Sommer verlangt eine gründliche Bodenbearbeitung und Düngung. Als Düngemittel wird zur Hauptsache Stallmist verwandt unter Beigaben von Kali und Thomasmehl. Bei steilen Weinbergen wird der Dünger in Kiepen in die Anlage gebracht. Auch der Feinde sind viel, die den Rebstock bedrohen. Da heißt es vorbeugen mit chemischen Mitteln, denn eine Unachtsamkeit kann zur Vernichtung der Ernte führen.

manches lustige Lied klingt von der Höhe, der Rheinländer zeigt sein innerstes Wesen, seine sprudelnde Heiterkeit. Die erste Zerkleinerung der Trauben erfolgt im Weinberge mit der Traubenmühle. Die weitere Behandlung durch die „Kelter" erfolgt auf dem Gehöft des Weinbauern. Während der Gärung des Mostes sinken Hefe, Weinstein und die übrigen festen Stoffe zu Boden. Der soweit geklärte Wein wird abgelassen in saubere Fässer, hier beginnt die Nachgärung. Nach langer Behandlung ist endlich der Zeitpunkt erreicht, wo der Jungwein flaschenreif geworden ist. Er wird



Das Abtragen der Trauben

Nr. 169

Der Weinbauer

Nr. 170

Die Traubenmühle

Im Rheingau ist der Oktobermonat die Zeit der Weinlese. Bei beginnender Reife werden sämtliche Weinberge von der Gemeinde gesperrt, um Traubendiebstahl und ein zu frühes Lesen zu verhüten. Der „Beerhüter" übernimmt die Bewachung, bis die Traubenernte freigegeben ist. Im „Weingau" wartet man



Traubenlese

mit der Lese der weißen Trauben bis zum Eintritt der Edelfäule, die den Zuckergehalt erhöht und die „Blume" verbessert. „Und nun ‚dappelt's' hinaus mit Mann und Maus, mit Kübel und Bütten! Das Haus verläßt selbst Kind und Kegel zum Lesefest!" Die Weinlese ist ein Volksfest. In allen Weinbergen wimmelt's von fleißigen Menschen, manches Scherzwort fällt, und

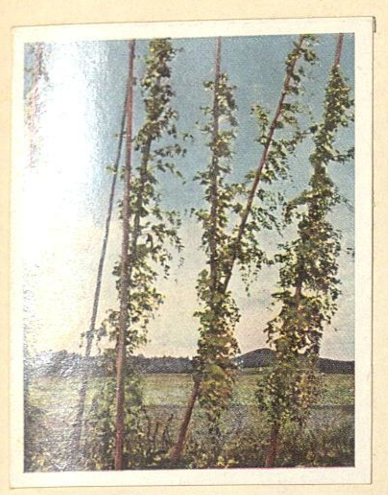
abgezapft und in dem unterirdischen Flaschenkeller gelagert, der eine Temperatur von zehn bis zwölf Grad Celsius aufweist. Die Kellerbauten sind vor allem in Deutschland zweckmäßig ausgeführt. Von hier aus hat die Anlage allmählich auch in den angrenzenden Weinländern Eingang gefunden. — Ja, ein herrlicher Tropfen wächst in unseren Gauen:

„Zu Rüdesheim am Rhein, zu Hochheim am Main,
zu Münster am Stein, da wachsen die besten Wein'!"

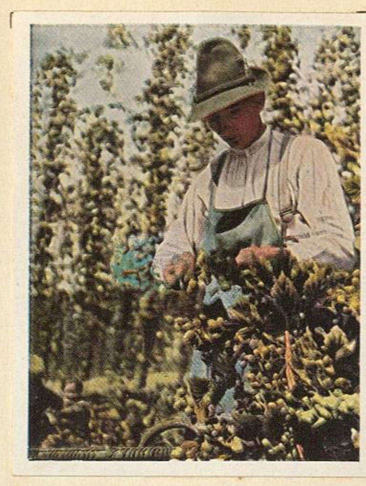
Der Rheingau ist aber nicht nur ein Weinland, sondern auch prächtige Obstgärten und üppige Kornfelder erfreuen den Besucher. Ein rheinischer Sänger, Müller von Königswinter, preist die Schönheit der Heimat mit den treffenden Worten:

„Dich grüß' ich, du breiter, grüngoldiger Strom,
euch Schlösser und Dörfer und Städte und Dom',
ihr goldenen Saaten im schwellenden Tal,
dich Rebengebirge im sonnigen Strahl,
euch Wälder und Schluchten, dich Felsengestein;
wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!"

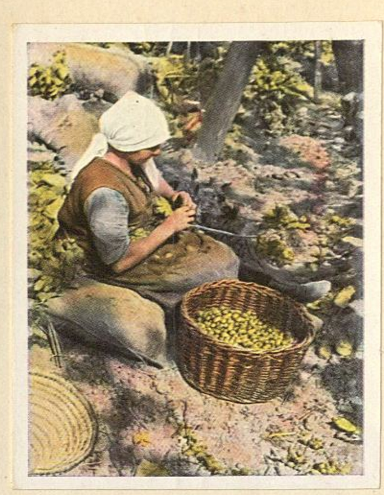
Und nun wollen wir den herrlichen Rheingau verlassen und uns umsehen in der Oberrheinischen Tiefebene, der Besuch ist lohnend. Hier kehrt der Frühling zeitig ein. Schon Anfang April prangen Kirschen und Pflaumen im Blütenschnee. Der Boden ist überaus fruchtbar. In der Ebene wechseln üppige Getreidefelder



Die Hopfenstangen



Die Hopfenernte



Beim Putzen des Hopfens

mit Hopfen- und Tabakpflanzungen. An den geschützten Berghängen liegen Obstgärten und Weinberge. Die Walnußbäume liefern hohe Erträge, auch Edelkastanien und Mandeln gelangen zur Reife, diese typischen Gewächse des warmen Südens.

Einen eigenartigen Anblick bieten die Hopfenfelder. Die goldgelben Blattdrüsen der Fruchtzapfen liefern für die Brauereien das wertvolle Hopfenmehl, das zum Haltbarmachen und Würzen des Bieres dient. Der Hopfen verlangt einen tiefgründigen, humusreichen, warmen Boden ohne hohen Grundwasserstand. Auf einen Hektar Bodenfläche werden 4000—5000 Pflanzen gesetzt. Als Stütze der windenden Stengel dienen sechs bis sieben Meter hohe geschälte Fichtenstangen, deren Anschaffung und Ersatz die Anlage erheblich belastet. In neuerer Zeit ist man zum Drahtbau übergegangen, der sich wesentlich billiger stellt. Die Pflanzreihen haben einen Abstand von zwei Meter, die Einzelpflanzen sind in der Reihe ein Meter entfernt. Eine Hopfenanlage verlangt alljährlich eine starke Düngung und gründliche Bearbeitung, wenn sie auf längere Jahre nutzbringend sein soll. Im Frühling läßt man der Pflanze drei Triebe und bindet die austreibenden Stengel an die Stützstangen. Während des Sommers wird der Boden gereinigt und gelockert, und endlich kommt die Ernte.

Nr. 175

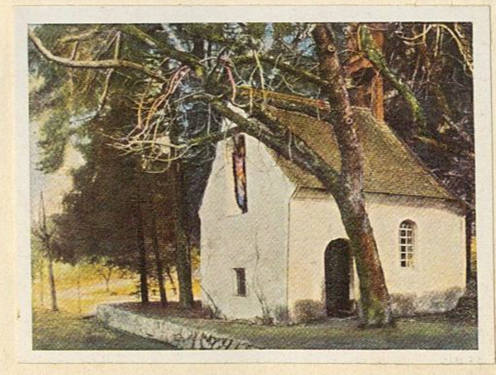
Das Schwarzwälderhaus

Im August/September kauft der Hopfenhändler die Fruchtzapfen, deren Preis stark schwankend ist, und bewirkt die weitere Bearbeitung. —

Nr. 176

Im Sonntagsstaat

Schön ist die Ebene am Oberrhein, prächtig sind die Schwarzwaldtäler mit den stolzen Tannen, anheimelnden Häuser und schmucken Volkstrachten der Bewohner. Kunstsinnig und handfertig sind die einfachsten Dorfleute, und manche schön geschnitzte Kuckucksuhr wandert von dort in die weite Welt.



Die Waldkapelle

Auf Bayerns Bergen

Die Vorberge und Täler der Bayrischen Alpen sind lange besiedelt, und zwar mit der Rasse, die vor vielen tausend Jahren Pfahlbaubewohner waren in den Gewässern am Fuße der Berge. Die Milchwirtschaft ist der wichtigste Erwerbszweig der Bauern im Allgäu, und die Rinderrassen der Gegend sind zurückzuführen auf das Torfrind und die Primigeniusform, die den Pfahlbaubewohnern schon Milch- und Nahrungsquelle war.



Auf der Alm

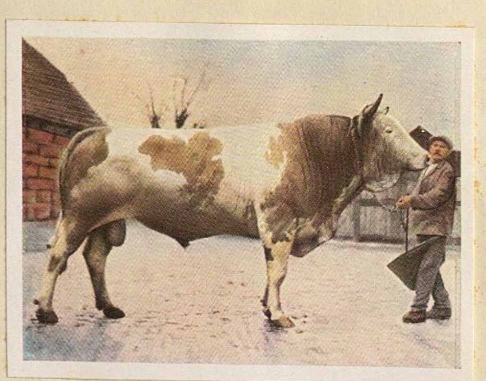
Nr. 179

Der Bergbauer

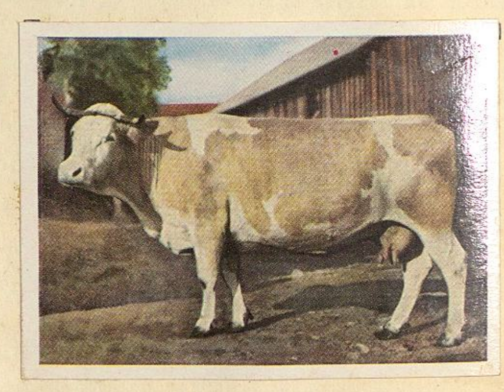
Nr. 180

Rinder am Bergeshang

Das seenreiche Alpenvorland bietet ein wechselvolles, freundliches Landschaftsbild. Im Hintergrunde glühen zur Sonnensinke die mächtigen Berge der Alpenkette. Aus dem Vorlande steigen die Voralpen unvermittelt empor. Hier in diesem Gebiet herrschen die weichen, regelmäßigen, mit Grün überspannenen Bergformen vor. Sie schließen einige Seen ein, die teils anmutig



Simmentaler Stier



Simmentaler Kuh

sind, andere wiederum auch ernste Landschaftsbilder bieten.

Die Bewohner des Allgäus und bayrischen Hochlandes gehören zwei verschiedenen Volksstämmen an, die einen sind Schwaben oder Allemannen, die anderen Bayern. Der Allgäuer ist beweglicher und redseliger als sein Nachbar. Der bayrische Gebirgsbauer ist urwüchsig und kraftstrotzend und klar im Entschluß. Er besitzt einen schlagfertigen Humor, hat Lust am Tanz und an der Musik. Das Zitherspiel ist weit verbreitet, ist zur Volkskunst geworden.

An den Hängen und im Talgrunde liegen die hübschen Häuser. Das Untergeschoß ist aus Steinen, das Obergeschoß aus Holz gebaut. Um den Oberstock zieht sich eine Laube, deren Rand zur Sommerzeit mit Blumen geschmückt ist, genau wie die Fenster. Die bayrischen Bergbauern sind unstreitig Blumenfreunde, dazu besitzen sie Schönheitssinn. Die überspringenden Dächer bestehen aus Schindeln und sind zum Schutz gegen Sturmschäden mit Felsstücken beschwert. Die Bauernhäuser im Allgäu ähneln der Schweizer Bauart. Sie sind ganz aus Holz errichtet und besitzen keine Laube oder Altane.

Das Leben der bayrischen Gebirgsbevölkerung ist von Poesie umflossen, es ist das Leben der Bauern und Hirten, der Jäger und Holzfäller. Im Frühling, wenn die Berghänge begrünt sind, erfolgt der Auftrieb des Rindviehs zur Alm, und die Sennerin bezieht von nun an die Hütte bis zum kommenden Herbst. Das Melken

und Buttern und die Käserei ist ihre Tagesbeschäftigung. In der herrlichen Höhenluft hält sie sich frisch und jung, und voll Stolz zeigt sie den Besuchern die Schönheiten der Heimat, das prächtige Vieh. Melodisch klingen die Kuhglocken auf den Matten. Nach getaner Tagesarbeit sitzt sie vor der Sennhütte und genießt die Abendluft. Der kecke Jäger mit dem Adlerflaum und Gemsbart am Hute macht öfters seinen Besuch, und

Nr. 183

Die Sennerin



Beim Heuen

Ein schönes Gespann

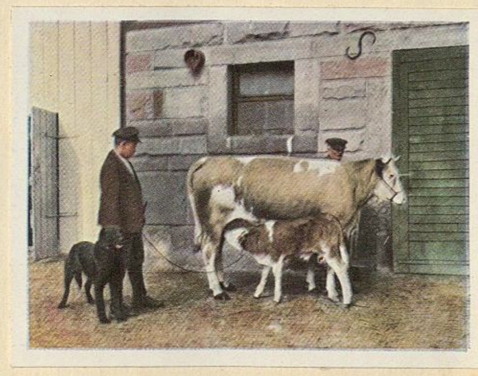
unter schalkhaftem Geplauder vergeht die Zeit, denn Frohsinn und Schelmerei liegen dem Jungvolk im Blute. Nach dem Abschied klingt dem Jägersmann ihr jauchzender Gesang noch nach, und mit übermütigem Jodeln gibt er Antwort:

> Dirnd'ln und Almabuan,
> Firnapracht und Wettasturm
> Findst aaf da Höh!
> Gsang'ln und Zidanschlagn,
> Gamsein und Adla jag'n —
> Heida juhe!

In der Ebene arbeiten Bauer und Bäuerin gemeinsam in Hof, Stall und Feld. Auf den Bergen ist die Arbeit der Geschlechter getrennt. Die Sennerin ist die unbestrittene Herrin der Alm, die Milchwirtschaft ist ihr Werk. Der junge Bauer aber birgt im Vorsommer das Bergheu auf den Matten und bringt's mit dem Rindergespann auf schwierigen Wegen ins Tal. Der Gebirgler ist stolz auf sein Heimatland. Diese herrliche Gotteswelt übt einen unwiderstehlichen Zauber auf die Großstadtmenschen aus. Zu Tausenden und aber Tausenden strömen sie herbei zur Sommer- und Winterzeit. Die Mehrzahl der Bergwanderer schreitet auf sicherer Straße durch die Gegend. Anderen aber haben die schroffen Felswände und einsamen Bergkegel es angetan. Unter kundiger Führung werden die Höhen erklommen, und der Ausblick von der Höh' belohnt den schwierigen Aufstieg. Andere wieder wagen allein den Einstieg in die Felswände, und oft fordern die Berge ihr Opfer. So manches junge Menschenleben unterliegt den Naturgewalten und findet im Absturz das Ende.

Im Winter, wenn der Schnee die Berghänge deckt, kommen die Wintersportler von nah und fern in die stillen Dörfer, und auf den schmalen Brettern geht's in sausender Fahrt über die Hänge dahin. Ein buntes Leben herrscht in dieser Zeit an vielen Orten, vor allem aber in den Skihütten in schweigender Bergeinsamkeit.

Im bayrischen Berglande wird nach der Landessitte der Hof auf den ältesten Sohn vererbt. Die jüngeren Geschwister erhalten kleinere Summen ausbezahlt und müssen sich als Knechte und Mägde ihr Brot verdienen. Viele der jungen Leute neigen zum Jägerhandwerk, denn die Liebe zur Jagd ist allen angeboren. Ja, die Leidenschaft kennt oft keine Grenzen, sie artet aus zum Wildorertum, und dieses wird im Volke nicht als Verbrechen angesehen. Andere verlassen die Bergheimat und finden im fruchtbaren Schwabenlande ein tüchtiges Mädel und gründen gemeinsam ihr Heim. Die Sitten und Gebräuche sind nicht gar verschieden voneinander. Sie stehen im selben Glauben, beugen sich vor



Fleckvieh, Kuh und Kalb

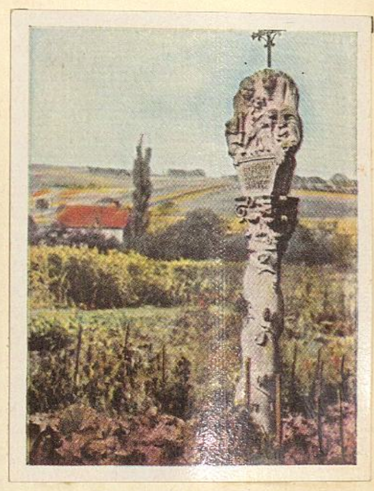
dem Bildstock im Felde und besuchen die gleiche Waldkapelle, die einst von frommen Bauern nach glücklich überstandener Pestzeit vor Jahrhunderten errichtet wurde.

Das Anwesen des Kleinbauern wächst und wird verbessert von Jahr zu Jahr, der Bestand an Fleckvieh nimmt zu, und der Besitzer ist ebenso stolz auf sein Eigen, wie der Vater es war, der frühere Herr des Einödhofes, dort droben im Gebirge.

Kopf und Herz am rechten Fleck,
's Wort frisch von da Leba weg,
An hellen Blick, an guat'n Mag'n,
Der aa was Z'widas kann vatrag'n,
Für's Not und's Unglück offne Hand,
A Lieb fürs freie Vaterland —
Und an Hanner frisch, g'sund und recht,
Kurz, „deutsch“ bal al Leut' san, via' san's recht!


Uralt ist das Kirchlein


Das Landstädtchen


Der Bildstock im Felde

Bevor wir das schöne Bayernland verlassen, wollen wir noch den Bayernwald aufsuchen und die Not der Bevölkerung kennenlernen. Mit der Zerschlagung Österreichs und der Gründung der Tschechoslowakischen Re-


Ein frisches Bauernmädel

publik und der anderen Rumpfstaaten gingen wichtige Absatzgebiete für Ostbayern verloren. Während der Markentwertung war ein Export von Granit, Holz, Glas und Porzellan noch möglich. Als aber die Festmark kam, wurden die deutschen Preise vom Nachbarlande unterboten, denn die Krone stand niedriger und die Arbeitslöhne im Böhmer Wald waren geringer. Selbst auf dem binnendeutschen Markt wirkte sich die Preisdrückerei des Auslandes aus. Damit hielt die Not ihren Einzug in die bayrische Ostmark, die zur völligen Verarmung der Bevölkerung führte. Die Bergbauern haben auf dem wenig ertragreichen Boden in dem rauhen Klima schon immer schwer ums Dasein kämpfen müssen. Zur Verbesserung der Lebenshaltung wurde von ihnen Heimarbeit geleistet. Als diese Einnahmen ausfielen, wurde die Beschaffung von künstlichem Dünger unmöglich. Die Bodenerträge sanken, und mancher Acker wurde überhaupt nicht mehr bestellt. Die Waldwirtschaft, eine sonst wichtige Einnahmequelle, brachte ebenfalls keinen Gewinn, denn das Holz war unverkäuflich geworden. In riesigen Stapeln lag es bei den Bahnhöfen und wartete auf den Käufer. Die Steinbrüche wurden stillgelegt, denn auch hier fehlten die Abnehmer. Die Auswirkung der trostlosen Wirtschaftslage zeigte sich an allen Orten. Die Bevölkerung war unterernährt, die Kinder in der Schule und die Erwachsenen bei ihrer Arbeit boten ein Bild des Jammers. Nach dem Neuaufbau des Reiches kam auch für den Bayernwald eine bessere Zeit, die Regierung griff helfend ein. Die Steinbrüche liefern Material für den Ausbau der Kunststraßen. Die Bauern kamen wieder zur geregelten Feldbestellung. Die Verkehrswege werden ausgebaut und erleichtern den Absatz der Produkte. Der Fremdenverkehr wird mit allen Mitteln belebt und bringt Monate hindurch laufende Einnahmen. Es ist eine Besserung der Verhältnisse eingetreten, aber die Not ist noch nicht beseitigt. Auch in diesem Jahre wird das Winterhilfswerk hier helfend eingreifen müssen. Die bayrische Ostmark bedarf noch immer der Hilfe.

Im Hessenlande

Vor zwei Jahrtausenden saß im heutigen Hessenlande der Volksstamm der Chatten. Dem Druck der Römer und dem Drängen germanischer Völkerschaften wurde Widerstand geleistet. Man wich nicht aus den alten Wohnsitzen, man blieb der Heimat treu. Mit Hermann dem Befreier schlugen sie die Vernichtungsschlacht im Teutoburger Walde und erretteten Germanien. Bald darauf zerstörte der römische Feldherr Germanicus ihr Heiligtum Mattium an der Eder, und sie mußten zeitweilig zurückweichen, aber immer erkämpften sie den Besitz der Heimat wieder. Im 8. Jahrhundert werden sie zum erstenmal „Hessen“ genannt. Jahrhunderte kommen und gehen. Durch Heirat wird Hessen auf 120 Jahre mit Thüringen vereinigt. Wir sehen die holde Erscheinung der heiligen Elisabeth, die schließlich im goldenen Schrein zu Marburg ihre Ruhestätte findet. Ihr Enkel wird der erste Landgraf von Hessen, nachdem die Trennung von Thüringen erfolgt ist. Das 16. Jahrhundert zeitigt die schicksalsbringende Gestalt Philipps des Großmütigen, des Bewunderers Luthers, der die lutherische Universität Marburg gründet, aber in seinem Testament sein Land in vier Teile

Nr. 191

Im Hessenlande

teilt. Der alte Volksstamm ist politisch zerrissen, aber in der Eigenart bleibt er ein Volk, und er erträgt mit der gleichen Zähigkeit den furchtbaren Sturm des Dreißigjährigen Krieges, der über die Gegend dahinbraust. Ganze Landstriche veröden, vier Fünftel der Menschen verkommen, aber die zähe Volkskraft überwindet auch diese traurige Zeit. Die Höfe werden neu

Nr. 192

Bild leicht an den 4 Ecken ankleben, Klebstoff dünn auftragen, unter Verwendung der für diese Zwecke in den einschlägigen Fachgeschäften erhältlichen Klebstoffe

Hessischer Bauer

erbaut, Dörfer erstehen aus Schutt und Asche, die Felder werden bestellt, die Notzeit allmählich überwunden.

Nr. 193

Schöne Fachwerkhäuser

Die Hessen haben eine reiche, wechselvolle Geschichte, aber sie sind sich selbst treu geblieben seit alter Zeit.

Wer durch die hessischen Dörfer und Städtchen wandert und die Sprache der Dinge versteht und einen

Nr. 194

Die Frühjahrsbestellung


In der Heuernte

Nr. 196

Der Rhönbauer

Nr. 197

Hessisches Zimmer



In Festtagstracht

Einblick in die alten Bräuche und Überlieferungen gewinnt, dem haben die Fachwerkbauten am Wege viel zu erzählen. Saubere Häuser in freundlichen Farben wechseln ab mit Katen, denen die Pflege fehlt, auch im Dorf gibt's reich und arm. Aber doch hat ein jedes Haus sein eigenes Gesicht, genau wie die Familien, die seit Generationen dort wohnen. Vor hundert Jahren und mehr wurde das schöne Eckhaus mit dem hochragenden Giebel gebaut, und der Erbauer hat den Namen seinem Leben, denn er findet die Zeile: „Das Leben ist 'ne Hasenjagd, wobei der Mensch den Hasen macht." Die Handwerker und Gewerbetreibenden wählen einen Wandspruch aus ihrem Ideenkreis. Der Müller schreibt: „Sobald das Mühlrad stille steht, die Armut in die Türe geht." Und wenn's auch übertrieben ist, es ist eine Mahnung zum Fleiß, zum steten Schaffen für Sohn und Enkel, für kommende Geschlechter. Auch spaßhafte Giebelsprüche sind vereinzelt zu lesen. Sie

Nr. 200

Die Tabakpflanzung

Nr. 201

Trocknen des Tabaks

seiner Frau und den eigenen in schön verschnörkelter Schrift anbringen lassen. Der Mutterwitz des hessischen Bauern hat oft nette Sprüche geformt. Ein Lebenskünstler, der sich selbst kennt und stolz auf sein Hessenland ist, schreibt:

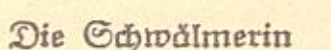
„Nennt immerhin die Hessen blind,
Die Hessen wissen, was sie sind!
Sie wissen, was seit vielen Jahren
Sie treu in ihrer Brust bewahren!
In welchem Sinn ihr auch das Wörtlein nennt,
Den Hessen ist's ein Kompliment!"

Ein anderer Bauer, der fest im Glauben lebte, gibt seinen Nachkommen die Hausinschrift: „Halt Haus und Herz nur immer rein, dann wird der Herrgott mit dir sein." Ein anderer hat schwer kämpfen müssen in werfen ein treffendes Licht auf die Einstellung der Verfasser. Einer, der das Leben liebte und in seiner Art ein Genießer war, verfaßte den Knittelvers: „Salz und Brot macht die Wangen rot, Wein und Schinkenbröter machen sie noch röter!" —

Was die Vorfahren dem Hessen an der Hauswand ins Stammbuch schrieben, wird heiliggehalten; eine schöne Sitte. Genau so ist es mit dem überlieferten alten Hausrat und Innengut. In manchen Gegenden hat die neuere Zeit mit ihrer Geschmacksverwirrung unendlich viel verdorben. Die schönen geschnitzten Truhen wurden zu Schrotkisten, die guten Messingsachen wurden zum Spielzeug der Kinder und endeten beim Trödler. Es sind dort Werte einer alten Bauernkultur verlorengegangen, die unersetzlich sind. Die Hessen sind durch-

weg aus einem anderen Holz. In den gemütlichen Bauernstuben prangt vielfach der vererbte Hausrat der Väter. Er ist der Stolz der Hausfrau, und sie hält ihn blitzblank wie sich selber, wenn sie sich sonntags schmückt es zwölf oder sogar mehr sein müssen. Jedenfalls verfügt ein reiches Mädchen über fünfzig bis sechzig Röcke. Ein Gang durch die Schwalm ist immer genußreich. Der Anblick eines Hochzeitszuges ist ein Erlebnis.





Die Schwälmerin



In der Kirche

Nr. 203

Großmutter und Enkelin

und in alter Tracht zur Kirchweih geht. Das Volk der Hessen ist zäh und arbeitsam, aber auch von tiefer, ernster Frömmigkeit. Der Kreislauf des Jahres „pflügen und ernten" rundet sich immer wieder, aber es vergeht kaum ein Sonntag, der nicht dem Kirchgang dient, um nach Väterweise Gott um seinen Segen zu bitten.

Schön sind die Trachten im Hessenlande, von besonderer Eigenart aber vor allem in der Schwalm. Am Sonntagnachmittag sitzt man gemütlich vor der Haustür und betrachtet das Spielen der Kinder. Der Bauer aber macht seinen Rundgang durch Gehöft und Felder und freut sich des stillen Friedens, der über allem ruht. Vorhin las er in der alten Familienchronik, die vor dreihundert Jahren drei Jahrzehnte im Keller vergraben war und ganz vergilbt ist. Sie erzählt in schlichten Worten von Kriegs- und Feuersnot. Ein

Nr. 204

Ausgang am Sonntag



Der Hochzeitszug



Alter Bauer

Jedes Dorf hat seine Abart, aber immer ist die Kleidung reich und reizvoll, und Träger und Trägerin müssen sich an eine feste Kleiderordnung halten. Nach Farbe und Form wird zum Ausdruck gebracht, ob die Träger einem traurigen oder freudigen Ereignis nachgehen. Es gehört ein eingehendes Studium dazu, um zu ergründen, wann die Tochter eines Großbauern sechs schwere, rote Beiderwandröcke tragen soll, und wann anderer Hessensohn aber, Grimmelshausen, weiß in seinem Simplizius Simplizissimus packend und gewaltig den Sturm über Deutschland und sein Hessenland im großen Kriege zu schildern. Viele tüchtige Köpfe, Dichter, Denker und Maler hat das Hessenland hervorgebracht, urwüchsig aus Bauernblut. —

Hessenland, schönes Land! Bleib in Gottes Hand! Deutscher Treue starkes Pfand!

Vom Flachsbau

Seit etwa zwei Jahrzehnten gehört der Flachsbau in vielen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes der Vergangenheit an, während man den Hanfbau vor fast einem Jahrhundert schon aufgab. In früherer Zeit besäten Bauern und Gutsbesitzer alljährlich eine größere Fläche mit Leinsamen. Für die verheirateten Festarbeiter auf den Höfen wurde eine größere Saatmenge zur Bestellung auf dem Acker freigegeben. Mannigfaltig ist Sitte und Brauchtum bei der Bestellung des Flachses. In vielen Gegenden muß man annehmen, daß sich altgermanische Opferbräuche hierin erhalten haben. In der vorchristlichen Zeit war Frau Holle die Schutzgöttin der Flachsfelder; ihr opferte man, und von ihr erflehte man den Segen zum Gedeihen.



Die Aussaat des Leins

Der Flachs erforderte einen möglichst sauberen Boden; trotzdem stellte sich das Unkraut ein, und er wurde mehrmals vor der Reife von den Frauen und Mägden gejätet. Zur Blütezeit bildete der Lein eine Prunkfläche zwischen dem vergilbten Getreide. Blau wie ein See schimmerte er in seiner Blütenfülle. Dann kommt die Reife, und es hängen an den zarten Stengeln die kugeligen Samenkapseln. Um Ende Juli bräunte sich der Flachs, und die Ernte begann. Er wurde nicht gemäht, denn die wenig bewurzelte Pflanze würde von der Sense aus dem Boden gerissen, auch mußte der ganze wertvolle Stengel geborgen werden. Der Flachs wurde vielmehr mit der Hand gezogen und in dünnen Lagen — in flachen Schwaden — auf grasbewachsenem Boden in Reihen ausgebreitet. Nach mehrmaligem Kehren mit der Holzgabel hatte die Sonne die Nachreife besorgt. Der Flachs ward nunmehr gebunden und in schmalen Doppelreihen oder in Hocken zum Nachtrocknen gestellt. Endlich erfolgte das Einfahren in die Scheune und an einem Regentag die Gewinnung des Leinsamens, der Drusch mit dem Dreschflegel im Taktschlag. Ein Teil der goldigen Saat wurde aufbewahrt für die nachjährige Aussaat, der übrige Teil aber verkauft an die Ölmühlen zum Pressen des Leinöls, das für den Maler so wertvoll ist. Den gedroschenen Flachs breitete man in dünnen Schwaden erneut auf einer Grasfläche aus und ließ Sonne und Regen, Tau und Wind auf die Stengel wirken, deren holzige Teile in einigen Wochen brüchig wurden und sich von der Faser, vom Bast, lösten. Nach nochmaligem Auftrocknen wurden die verarbeitungsreifen Stengel in die Scheune gebracht.

Nr. 209

Flachsbearbeitung



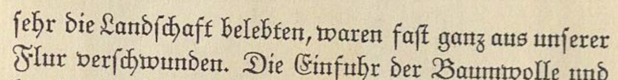
Nr. 208

Beim Ziehen des Flachses

Im Oktober besorgte man das Brechen der Flachsstengel, nachdem sie vorher gedörrt waren. Im Kleinbetriebe erfolgte das Trocknen im Backofen. Bei großen Mengen diente die „Brakkuhle" dem gleichen Zweck. Nachdem die Schnelltrocknung erledigt war, hieß es, in einer hölzernen Maschine, der „Brake", die holzigen Stengelteile von der Faser zu entfernen. Die weitere Säuberung des Flachses von holzigen Teilen, vom „Schäf", erfolgte in der Schwingmaschine. Nach dem Schwingen erfolgte das „Hecheln" der Fasern, das darin bestand, daß man sie durch ein mit eisernen Spitzen besetztes Brett zog und dadurch die Fasern zerteilte und die kurzen entfernte. Der gehechelte Flachs ward von der Hausfrau oder einem erfahrenen Dienstmädchen zu eigenartigen Knoten verschlungen und bis zur Zeit des Spinnens aufbewahrt.



Das Brechen des Flachses



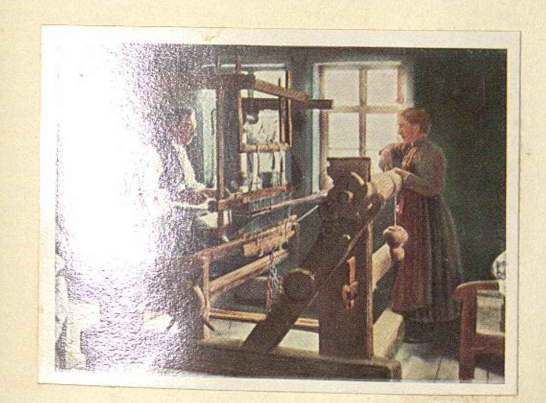
Nr. 211

Das Hecheln der Faser

In den langen Winterabenden schnurrten in den Bauernstuben die Spulen der Spinnräder. Bis Weihnacht ward die Schafwolle verarbeitet, von Neujahr bis Fastnacht der Flachs. Und wenn die Zeit nicht reichte bis zur beginnenden Frühjahrsarbeit, dann wurde der Rest von einer Witwe im Dorfe gegen Barlohn oder auf halbe Beteiligung versponnen. Noch mancher Arbeitsgang wurde nötig, bis das fertige Garn vom Weber oder im eigenen Betriebe zu Leinen, Drell oder Damast verarbeitet werden konnte. Es war aber auch eine Freude für die Hausfrau, wenn endlich das gewebte und gebleichte Stück als „Ballen" in Koffer oder Truhe gesenkt wurde.

Nr. 212

Die Spinnerin



Am Webstuhl

An der Haspel

Die blau blühenden, prächtigen Flachsfelder, die so sehr die Landschaft belebten, waren fast ganz aus unserer Flur verschwunden. Die Einfuhr der Baumwolle und kunstvolle Hochleistungsmaschinen erdrosselten den Hausfleiß. Die neuen, geschmackvollen Gewebe waren dazu billiger als die eigengemachten Stoffe aus Flachs oder Wolle. An innerem Wert aber standen die Erzeugnisse am heimischen Herd weit höher. Der Flachsanbau ist mit Riesenschritten zurückgegangen. Vor reichlich fünfzig Jahren betrug die Anbaufläche noch etwa 130000 Hektar; im Jahre vor dem Krieg waren's 15000 Hektar. Diese Entwicklung in neuester Zeit ist äußerst bedauerlich. Vor zweitausend Jahren und mehr war der Lein bereits ein wichtiges Anbauprodukt unserer Urväter. Die Gespinstfaser wurde verwebt und die ölreiche Saat verwandt, und so blieb es von Jahrhundert zu Jahrhundert. Der Volksgeist erdachte einfache Maschinen für den Handbetrieb, und man schuf dauerhafte Stoffe, wie sie die Väter und Vorväter einst trugen. Die Heimarbeit stützte die Lebensführung im Kleinbetriebe, und in manchen Gegenden mit reichem Flachsbau entwickelte sich eine lebensfähige Hausindustrie. Und dann kam eine verständnislose Zeit, die dem Flachsbau das Grab grub. Heute glimmt wieder ein Hoffnungsfunke! Der Flachsbau wird leben, weil er unentbehrlich ist für die Binnenwirtschaft. Das deutsche handgewebte Leinen wird wieder zu Ehren kommen, und in manchen Gegenden der Hausweberei werden die Notzeiten vergangener Jahrzehnte demnächst vergessen sein.

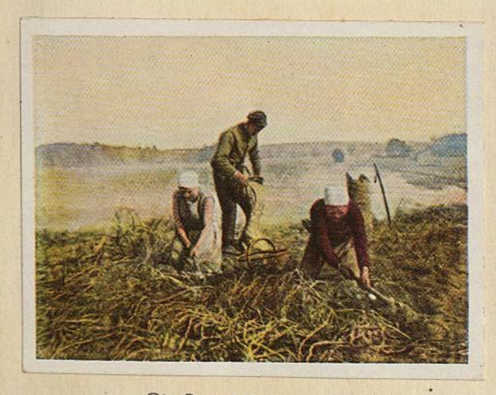
Es herbstet

Heiß ist der Sommer und trocken, überaus trocken. Die Bauern bitten um Regen und bangen um ihre Ernte. Aber der Wettergott hat kein Einsehen. Die Regenfälle bleiben aus, nur die taureichen Nächte geben



Jung gewohnt, alt getan

der durstenden Flur eine geringe Erquickung. Die Ernte wird aber dennoch gut und ertragreich, und wieder bewahrheitet sich die Bauernregel: die trockenen Jahre brauchen die nassen um Korn nicht zu bitten.



Die Kartoffelfeuer rauchen

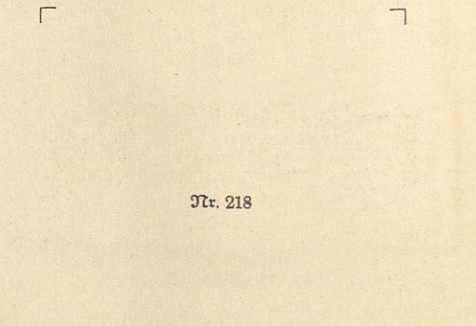
Dann kommt der Herbst, ein schöner, strahlender Herbst mit warmen, sonnenklaren Tagen, als wenn's im Hochsommer ist. Die Ernte ist längst geborgen. Die Kartoffeln sind früh gereift, und überall auf den Feldern bergen fleißige Hände die Hackfrucht. Auf dem schmalen Acker bei der Kate am Dorfende liegt die grauhaarige Alte mit ihrer Enkelin vor den Kartoffelreihen. Die Hacke wird geschwungen, die Zinken dringen hinter der Pflanze ins Erdreich, und mit leichtem Ruck wird sie aus dem Boden gerissen. Dann werden die Kartoffeln gesammelt, und bald ist der Korb, aus Kiefernwurzeln geflochten, gefüllt. Drei Tage dauert die Arbeit, dann ist sie beendet, und die Wintervorräte sind gesichert. Auch die Bauern sind in dieser Zeit bei dem gleichen Werk. In den kleinen Betrieben wird die Kartoffelernte durch reine Handarbeit bewirkt. Auf den größeren Höfen mit den erweiterten Anbauflächen wird die Maschine eingesetzt. Sie reißt, getrieben durch Pferdekraft, die Erdfrüchte aus dem Boden und überläßt den Knechten und Mägden das Sammeln.



Die Kartoffelsammler

Die Güter des Ostens sind stark auf den Kartoffelbau eingestellt, und der leichte Sandboden liefert immerhin noch lohnende Erträge. Groß sind die Flächen, und zahlreich sind die Sammler, die im Herbst zum Bergen der Frucht eingesetzt werden. Alles muß helfen, auch die größeren Kinder sind frisch mit am Werk. Die Gutsarbeiter aber tragen die gefüllten Schwingen zum Kastenwagen zur Entleerung. Die besseren Kartoffelsorten werden sortiert und als Speiseware verkauft, die geringeren kommen in die Brennerei zur Verarbeitung. —

Ein blauer Oktoberhimmel wölbt sich über das strahlende Feld, und er erweckt die Sehnsucht zum Schauen der Herbstpracht. Ich muß hinaus aus dem Hasten und Lärmen, hinein in die weite Flur und den stillen Wald, der im Herbstlaub lodert. Der Zug rollt nach Nordost. Die Räder surren auf den Schienen, und das Gelände



Nr. 218

Arbeit ist mein Leben



Wir binden die Garben, wir bergen die Ernte

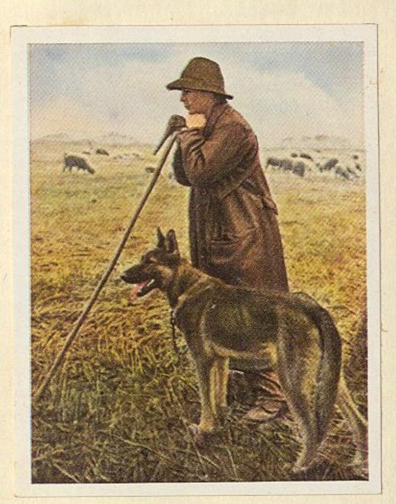


Die Verladung der Kartoffeln



Die Stoppel wird geschält

fliegt wie ein Riesenfilm an meinem Auge vorüber. Der Gilbhart ist mit seinem Farbenkasten über die Fluren geschritten; er hat seine Malkunst geübt, und Busch und Baum erstrahlen in vielfarbiger Pracht. Und immer neue bunte Bilder bietet die weite Landschaft dem hungrigen Auge. Die gepflügten Äcker dampfen.



Der Schäfer

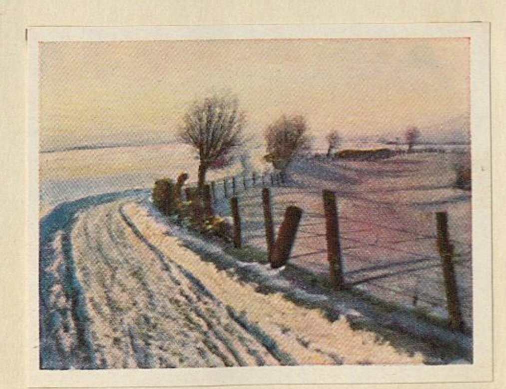


Zuckerrüben

Auf der sprießenden Wintersaat liegt ein violetter Grundton mit grünlichem Schimmer. Matt und fade erscheinen die weiten Stoppelfelder, die hier von einem Pflüger und dort von dem Schäfer mit seiner Herde belebt sind. Reglos stützt er sich auf seinen langen Stock, sein Hund und Helfer steht bei ihm, und er beobachtet seine Tiere. Auf den abgeernteten Sandkämpen schwelen die Kartoffelfeuer. Die schweren Rauchschwaden wallen hinab ins Wiesengelände, wo auf sattgrünem Grunde schwarzbunte Rinder weiden. Endlich bin ich am Ziel. Ich verlasse das dumpfe Abteil und stapfe auf einsamem Wege zum Walde, der an der östlichen Kimmung blaut. Der Charakter des Landes ist ein anderer geworden. Verstreute Feldhölzungen beleben das Gelände, und Zucker- und Futterrüben decken weite Flächen; an manchen Stellen ist man bereits beim Auf-



Heimwärts zum Hof



Das schlafende Feld

nehmen. In langen Doppelreihen liegen die Wruken oder Steckrüben neben der Straße, und ein alter Mann und ein Mädchen entfernen das Kraut durch Spatenstiche. Hier machen sie es so, in anderen Gegenden wird die Arbeit durch Haumesser bewirkt. Der Bauer, es ist ein Mann in mittleren Jahren, hält mit seinem dreipferdigen Gespann neben der Außenreihe und ladet die Rüben in den Kastenwagen, der Kleinknecht muß helfen. Wenn der Wagen gefüllt ist, geht's heimwärts zum Gehöft. Neben der Scheune ist alljährlich die Rübenmiete; dort werden sie eingelagert und im Winter geputzt und als Viehfutter gebraucht. Die Hausfrau aber weiß auch manches Gericht für den Mittagstisch aus Rüben zu machen. Auf Speck gekocht, ergeben sie eine vorzügliche Mahlzeit. Auch auf den Zuckerrübenfeldern hat die Arbeit des Aufnehmens schon begonnen. Die Rüben werden gezogen und dann von den Blättern befreit und darauf in der Schwinge auf Haufen zusammengetragen. Von hier aus erfolgt die Verladung zur nahen Zuckerfabrik. —

Der Herbst geht dahin, der Winter kommt und endet die bäuerliche Arbeit auf den Fluren. Acht Tage friert's, dann tritt Schneefall ein, und die weiche, glitzernde Weiße wärmt und deckt das schlafende Feld.

Im Herbst

Ernst ist der Herbst.
Und wenn die Blätter fallen,
Sinkt auch das Herz zu trübem Weh herab.
Still ist die Flur,
Und nach dem Süden wallen
Die Sänger, stumm, wie nach dem Grab.

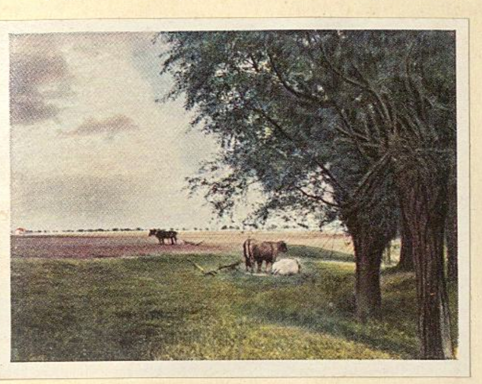
Bleich ist der Tag,
Und blasse Nebel schleiern
Die Sonne wie die Herzen ein.
Früh kommt die Nacht:
Denn alle Kräfte feiern,
Und tief verschlossen ruht das Sein.

Sanft wird der Mensch.
Er sieht die Sonne sinken,
Er ahnt des Lebens wie des Jahres Schluß.
Feucht wird das Aug';
Doch in der Träne Blinken
Entströmt des Herzens seligster Erguß.

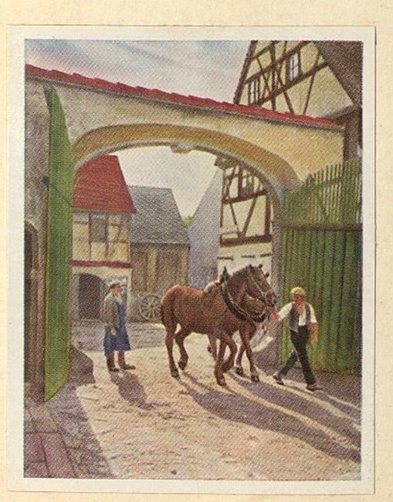
(Kl. Groth.)

Auf sächsischer Erde

Der Freistaat Sachsen ist das Bindeglied zwischen dem norddeutschen Flachlande und der süddeutschen Hügel- und Gebirgslandschaft. Der Kamm der Sudeten ist die Reichsgrenze gegen Böhmen. Von hier aus dacht sich die Landschaft nach Norden ab und läuft aus in die weite, unübersehbare Tiefebene. Bei der genauen, eingehenden Betrachtung der Gegend stellt man sechs charakteristische Einzellandschaften fest, die zwar nicht scharf gegeneinander abgegrenzt sind, die aber doch ihr eigenes Gepräge zeigen: die Lausitz, das Elbgebiet, die Leipziger Tieflandsbucht, das erzgebirgische Becken, das Erzgebirge und das Vogtland.


Auf sächsischer Erde

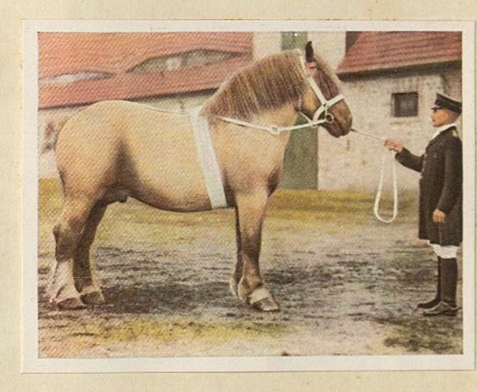
Die Lausitz erstreckt sich rechtselbisch von der Tiefebene bis zum Mittelgebirgskamm. Der Haupterwerbszweig ist die Landwirtschaft. Das Klima in der Ebene ist außerordentlich mild, und der fruchtbare Lößboden liefert reiche Ernteerträge an Roggen und Weizen, Hafer und Gerste. Die zahlreichen Windmühlen mit vier und mehr Flügeln sind auffallend für den Fremden in der Ebene. Die Entfernung von einer Mühle zur anderen ist oft gering. Sie beweist den hohen Körnerertrag des Bodens und die starke Anlieferung von Mahlgut in der dicht bevölkerten Gegend. In unbegrenzte Weiten schweift der Blick, und da und dort blinken Teiche, die der Karpfenzucht dienen.


Das Hoftor

Auch das Elbgebiet zeigt ein wechselvolles Landschaftsbild. Die Ufer zu beiden Seiten des Flusses gleichen einem riesenhaften Garten mit prächtigen Obstbäumen und einem hohen Gemüseertrag. Der Gartenbau ist in diesem Gebiet ein wichtiger Erwerbszweig der strebsamen Bevölkerung. Und fährt man elbabwärts nach Meißen, so tauchen sogar Weinberge an den Steilufern auf, als ob man sich an den lieblichen, sonnenreichen Ufern des Rheins befände. Kolonisten aus Westdeutschland führten hier den Weinbau schon im Mittelalter ein, und er wurde damals in weit größerem Maße betrieben. Dann kam eine Zeit, wo die Reblaus weite Anbauflächen vernichtete. Als aber billige Auslandsweine in großen Mengen eingeführt wurden, kam der Weinbauer an der Elbe nicht mehr auf seine Kosten. Trotzdem sind heute noch über tausend Hektar mit Reben bestanden. Die Weinberge geben der alten Stadt Meißen ein besonderes Gepräge. Es ist eine alte schöne Stadt mit mächtigen Bauten und einer ehrwürdigen Geschichte.

Nr. 226

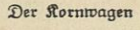
Windmühlen als Wahrzeichen der Gegend


Im Gestüt Kreuz

Ein überaus fruchtbares Gelände ist die Leipziger Tieflandsbucht. Wenn man zur Sommerzeit mit dem Schnellzuge durch die Gegend rast, dann freut sich das Auge der herrlichen Getreidebreiten, die sich unabsehbar

dehnen. Baumarm ist das Gebiet, jede Fläche ist genützt, ein Weizenfeld reiht sich an das andere. Die Halme sind kräftig wie Schilf und die Ähren voll Korn. Wenn aber der Weizen in Hocken steht, dann sieht man erst die Fülle, die der Boden in diesem gesegneten Landstrich hervorgebracht hat. Das Klima ist regelmäßig, und die Ernte wird fast immer in bester Beschaffenheit geborgen. Wenn aber die Felder geräumt sind, dann strömen die Ährensammler hinaus, und auch sie kommen noch auf ihre Kosten. Von früh bis spät sind die Stoppelfelder belebt, und manche arme Frau birgt für sich eine Kornmenge, die Monate hindurch das tägliche Brot liefert. Es ist anstrengende, harte Arbeit, aber die Bevölkerung ist fleißig und zähe, dazu bedürfnislos und unverdrossen.

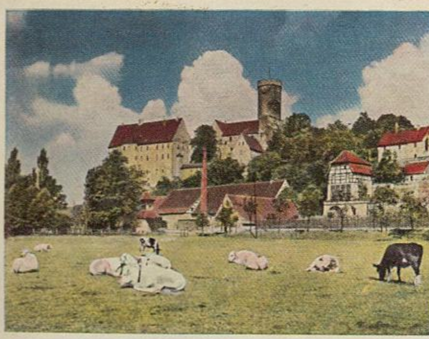




Der Kornwagen

Nr. 230

Die Ährenleserinnen



Am Rande des Städtchens



Im Weinberg bei Meißen

Auf der sächsischen Erde sind in alter Zeit die Wenden und Germanen zusammengetroffen. Die seßhafte Bevölkerung wurde teils verdrängt, und teils hat sie sich mit den Einwanderern vermischt. Noch heute deuten die Ortsnamen, die auf itzsch, itz und witz endigen, darauf hin, daß sie wendischen Ursprungs sind. Dementsprechend weisen auch die Hausformen die Verschiedenheit der wendischen und deutschen Besiedlung auf. Das wendische Haus ist aus der einfachen Lehmhütte hervorgegangen und noch jetzt, trotz seiner ausgebauten Formen, vor allem in der Lausitz erkennbar. An der Besiedlung des sächsischen Gebietes haben mehrere deutsche Stämme teilgenommen, unter anderen Thüringer, Niederdeutsche und vor allem die Franken. Daraus ist wieder zu erklären, daß die Grundform der ländlichen Bauweise vielfach der fränkische Bauernhof ist. Es sind mächtige Fachwerkhäuser im rechten Winkel zur Straße. Der Hausflur teilt die Wohnung vom Kuhstall. Der viereckige Hofplatz wird weiter begrenzt vom Pferdestall und von der Scheune. Über dem Pferdestall ist vielfach die Altenteilerwohnung eingebaut. Das Ganze wird umschlossen von einer Mauer, durch die das große Einfahrtstor führt und eine kleine Nebenpforte als Eingang zur Wohnung. Der große Düngerhaufen nimmt eine erhebliche Fläche vom Hofplatz ein. Hier scharrt das Hühnervolk, und der Hofhund vor dem Häuschen an der Scheunenwand ist der Zuschauer. Mit dem Hausgeflügel ist er vertraut, jeden Fremden aber meldet er mit lautem Gebell. Es liegen schöne behäbige Höfe auf sächsischer Erde mit prächtigem Viehbestand und hohem Ernteertrag. Auf den Gütern hält man gern das rheinisch-deutsche Pferd, der schwerste Schlag im Reichsgebiet. An die Wohngebäude schließt sich der Garten mit seinen Obstbäumen, der dem Anbau von Gemüsen, Beerenfrüchten und Blumen dient.

Bevor wir die Tieflandsbucht verlassen, wollen wir nochmals in der Ebene Umschau halten nach jagdbarem Wild. In den waldlosen Gebieten fehlt — abgesehen von wenigen Feldrehen — das Schalenwild. Die Rebhühner und Hasen aber sind in einer solchen Menge vorhanden wie kaum in einer anderen Gegend unseres Vaterlandes. Wer von der Bahn aus mit Jägerblick die Gegend betrachtet, dem blüht vereinzelt das Glück, Trappen zu beobachten, diese herrlichen, scheuen Vögel, die so selten sind in unseren Landen.

Von der Tiefebene wandern wir südwärts und steigen langsam bergan. Ein liebliches Hügelland schiebt sich zwischen Ebene und Gebirgskamm mit mildem Klima und teilweise noch sehr fruchtbarem Ackerland. In unmerklichem Übergang gelangt der Wanderer in die herr-

Nr. 233

Krokusse im Bergwäldchen

lichen Wälder am Hang des Erzgebirges. Vor Jahrhunderten trug der Gebirgszug den Namen „Böhmer Wald“. Im Laufe der Zeit aber bürgerte sich der heutige Name ein. Die reichen Erzadern der Bergkette sind bestimmend dafür gewesen. Ein großer Teil des



Beim Einfahren

Gebirgskammes ist bewaldet. An manchen Stellen unterbrechen schmale, tiefe Täler den Kamm. Ein stark besuchter Ort in hoher Lage ist Oberwiesenthal, zwischen Fichtel- und Keilberg. Zur Frühlingszeit blühen auf

Nr. 235

Rauhreif im Winter

den Bergwiesen und in den lichten Waldungen die wilden Krokusse, ein seltener Blumenschmuck im deutschen Land. Die klimatischen Verhältnisse im Erzgebirge und Vogtlande sind grundverschieden von denen in der Ebene. An den Berghängen herrscht eine rauhe Witterung mit kurzen Sommern und langen Wintern. Bereits im Oktober hüllen sich die Berge in Weiß, und das Getreide und die Kartoffeln gelangen in der kurzen Wachstumsperiode nicht immer zur Reife. Dann sieht man sorgenvolle Gesichter in den Bergdörfern, aber die genügsame Bevölkerung überwindet auch solche Notzeiten. — Der Ackerbau ist nicht in der Lage, allein die Bevölkerung zu ernähren. Der Silbererzreichtum lockte in früherer Zeit erhebliche Menschenmengen herbei, deren Nachkommen der Heimat treu geblieben sind. Dadurch entstand eine Bevölkerungsdichte, die in keinem deutschen Mittelgebirge erreicht wird. Um den Lebensunterhalt zu sichern, mußte man nach neuen Erwerbszweigen suchen. Schon vor vierhundert Jahren führte Barbara Uttmann in den Gebirgsorten die Spitzenklöppelei ein. Es wird erzählt, daß sie diese Kunst von einer Brabanterin erlernte, die um ihres Glaubens willen vertrieben war und der sie Obdach gab. Noch heute wird die Klöppelei in vielen Häusern von Frauen und Mädchen betrieben. Der Gewinn aus der Arbeit ist allerdings gering, der Stundenverdienst zählt nur nach Pfennigen. Von großer Bedeutung für die Bewohner im mittleren Erzgebirge ist die Anfertigung von Spielsachen aller Art. Man schafft hier nach dem Grundsatz der Arbeitsteilung. In einem Orte baut man Puppenstuben, in einem anderen werden Kegelspiele gedrechselt. Mann, Frau und Kinder haben ihre feste Beschäftigung in der Heimarbeit und bringen's zu großer Fertigkeit. Vielseitig sind die Erwerbszweige in den Bergdörfern. Man bindet Bürsten, flicht Körbe, schnitzt Löffel, macht Pantoffel, betreibt Strohflechterei, mit einem Wort, man versucht mit allen Mitteln, zu einem, wenn auch bescheidenen Verdienst zu gelangen. Im Sommer zur Zeit der Beerenreife strömen die Frauen und Kinder in die Waldungen und suchen dort ihren Nebenerwerb. Auch Pilze werden gepflückt und Kräuter zu Heilzwecken gesammelt.

Man kann nur den Bewohnern des Erzgebirges nachrühmen, daß sie geschickt und überaus fleißig sind. Selbst die Bergleute ruhen nicht, wenn sie nach beendeter Schicht, nach schwerer Arbeit unter Tage, heimkehren. Sie flechten Körbe oder Siebe, kleben Schachteln und suchen auf irgendeine Weise einen Nebenverdienst.

Bei allem Fleiß aber führen die Bergbewohner ein kümmerliches Dasein. Die Kinder sind vielfach überarbeitet, hohlwangig und unterernährt, auch den Eltern ergeht es nicht besser. Und wenn die Zustände auch nicht so trostlos sind wie in der Bayrischen Ostmark, so sind die Bergdörfer am Hang des Erzgebirges doch ein Notstandsgebiet, angewiesen auf Beistand und Hilfe der deutschen Volksgemeinschaft, des deutschen Unterstützungswerkes. Manches ist schon geschehen, vieles wird noch geschehen müssen, um den dortigen Volksgenossen ein lebenswertes Dasein zu schaffen.

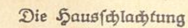
Die Selbstverforger

Nach dem 18. Oktober haben die Haushaltungsschweine in den Stadtrandsiedlungen, Kleinstädten und Dörfern eine schlechte Zeit, denn die ersten kommen ans Messer. Nach der alten Volksregel läßt sich von diesem Tage an das Fleisch als Dauerware verarbeiten, und es bleibt haltbar. Der Schlachttag ist ein Festtag, vor allem im Haushalt unbemittelter Volksgenossen, denn nun beginnt die Ausnutzung des Borstenviehs, dessen Mästung viele Sorgen gemacht hat, denn das Geld wollte für die Beschaffung des Futters immer nicht reichen. Der Wochenverdienst war klein. Die ersten Schwierigkeiten setzten ein, als im April das Ferkel gekauft wurde. Zehn Mark waren für den Ankauf bestimmt, elf sollte es kosten. Man handelte lange und einigte sich schließlich auf zehn Mark und fünfzig Pfennig, der Käufer aber zog mit seinem quiekenden Tier befriedigt heim. Der Stall war längst vorbereitet und schön geweißt, dort konnte es hausen. Monatelang gab's geschnittene Brennessel, Küchenabfälle, ein wenig Schrot und die abgebutterte Ziegenmilch, um das Wachstum zu fördern, dann erst setzte die Mästung ein. Am Schlachttage war ein Gewicht von dreihundertfünfzig Pfund erreicht, das Schwein konnte sich sehen lassen. Schnell war die Schlachtung besorgt. Beim Brühen und Schaben halfen die Nachbarn, den Aufbruch besorgte der Schlachter. Dann kühlte das Tier aus bis zum Abend. Es war ein prächtiges Schwein mit dicken Flomen und Speckseiten, und jeder, der es sah, lobte die Mästung. So soll ein Schlachtschwein sein. Wenn aber die Backen des Tieres faltig sind, wenn es einen traurigen Eindruck macht, dann hat's an Gerstenschrot gefehlt, dann ist es ein Krautschwein, wie man sagt. — Vor einigen Jahrzehnten war der Schlachttag auf den Höfen ein Festtag für das halbe Dorf. Am Vormittag kamen die Nachbarn und schätzten das Gewicht der Schweine, vierzehn Pfund war die Einheit. Bei dieser Beschäftigung kreiste die Kümmelflasche, und mancher wurde etwas unsicher auf den Beinen. Am Abend versammelte sich die Gesellschaft von neuem. Es gab eine Wellfleischprobe mit Brot. Dann aber wurden die Karten geholt, und es wurde gespielt bis Mitternacht. Heute kennt man diese Feiern in der dortigen Gegend nicht mehr, andere Zeiten, andere Sitten!

Nr. 237

Die Hausschlachtung

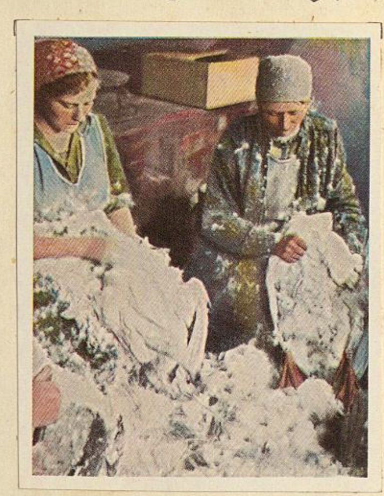
Nr. 238



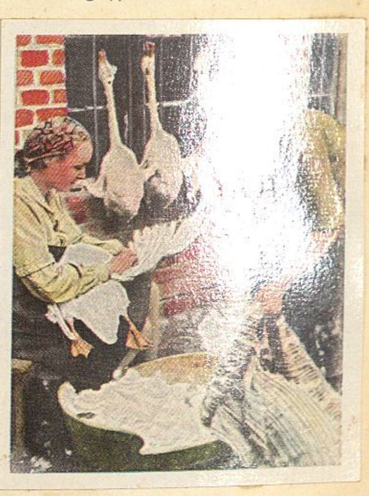
Die Hausschlachtung



Die Hausschlachtung

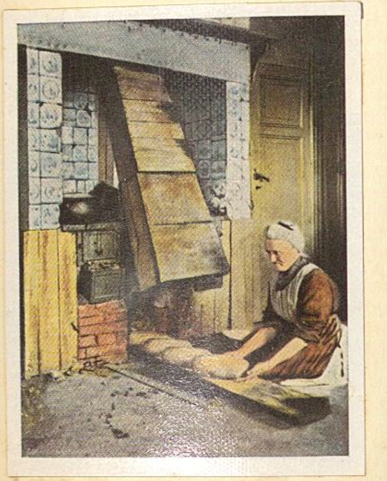


Die Gänserupferinnen



Die Gänserupferinnen

„Martini man die Gänse schlacht", das Buschwort stimmt wenigstens in den Gebieten mit starker Gänsemast. In den Bezirken, die zur Hauptsache für den eigenen Bedarf die Wächter des Kapitols halten, enden die schönen fetten Vögel ihr Dasein im Weihnachtsmonat, um in dem Sauertopf zu landen oder als Festbraten zu verschwinden. „Die Gans ist'n häßlicher Vogel, für einen zuviel, für zwei nicht genug", so pflegte ein Hamburger zu sagen, dem man die Eßbegierde ansah. Na, es ist eine Ausnahme, denn wenn acht Personen sich eine Zwölfpfündige teilen, dürfte es immer noch reichen. In früheren Jahrzehnten wurden auf den Bauernhöfen viel mehr Gänse gehalten als heute. Die Kinderzahl war damals größer, und jede Mutter war darauf bedacht, für die heranwachsenden Töchter neben dem Leinen auch die Füllung der Betten zu beschaffen aus den Daunen und Federn selbstgezogener Gänse. Die Leistung war anerkennenswert, und hoffentlich wird sie bald wieder und fleißig geübt.



Brotbacken auf der Hallig



Der alte Backofen

Nr. 243

Am Handbutterfaß

Jeder Bauer, der ein echter, rechter Bauer sein will und auf eine sparsame Wirtschaft hält, bäckt das Brot im eigenen Betriebe. Nur der August, der Schimmelmonat, gestattet eine Ausnahme, da wird das Brot beim Bäcker gegen Korn getauscht. In früherer Zeit waren die frei stehenden Backöfen, die eine Decke aus Grassoden trugen, nicht selten. Jetzt sind sie fast ganz aus der Landschaft verschwunden. Sie standen stets unter dem Einfluß des Wetters, und als sie einfielen, wurden die neuen Öfen im Backhause errichtet. Dort sind sie durch Pfannenbedachung geschützt und haben deshalb eine längere Lebensdauer.

Am Abend vor dem Backen wird der Teig „angesäuert". Diese Arbeit verrichtet, auch in größeren Betrieben, meistens die Hausfrau selber, denn ein vorzüglich geratenes Brot ist ihr Stolz. In der Frühe des nächsten Tages heizt der Bauer den Backofen mit Krattholz und Kloben, es ist Mannesarbeit. Währenddessen wird der Teig geknetet und aufgeschlagen in Brotform. Nach der „Gastelung" wird die Oberseite des Brotes mit Milch überstrichen, und dann erfolgt der Einschub in den Ofen, der inzwischen die nötige Hitze erlangt hat. Bevor die halbe Backzeit verstrichen ist, ist auch das Feinbrot fertiggemacht, und es wird ebenfalls dem Backofen übergeben. Nach dem Brotbacken wird vor Weihnacht die Hitze des Ofens ausgenutzt zum Kuchenbacken. Im Spätsommer und Herbst werden Äpfel und Birnen dort getrocknet. In den Halligäusern ist der Backofen mit dem offenen Herd vereinigt. Die halbkreisförmige Mundöffnung liegt in der Mitte über dem Fußboden. Der abziehende Rauch aus dem beheizten Backofen wird in einem Holzschacht, der vorgehängt wird, aufgefangen und in den Schornstein geleitet. Damit der Hausfrau das Arbeiten vor dem Ofen nicht gar zu unbequem ist, befindet sich vor ihm eine mit einem Holzdeckel verschlossene Vertiefung, das „Gastelock". Die Frau sitzt bei ihrer Arbeit auf der Kante des Lochs, während sich die Füße in der Grube befinden.

Die Verbutterung der Milch war in den Zeiten, als man die Meiereien noch nicht kannte, das Amt der Hausfrau. In den Kleinbetrieben mit zwei bis drei Kühen geschah es durch das Stoßbutterfaß. Es war ein Holzgefäß, das sich nach oben verjüngte und durch einen Deckel geschlossen werden konnte. Das Buttern erfolgte durch einen Stoßer, der aus einer vielfach durchlochten Scheibe bestand, die im Mittelpunkt an einer Stange befestigt war. Die Stange führte durch den durchbohrten Verschlußdeckel. Das Buttern war keineswegs eine leichte Arbeit. Die Stöße mußten schnell geführt werden und oft eine Stunde lang. Vielfach löste man sich ab, auch die größeren Kinder mußten mit helfen. Aber keiner war mißmutig bei der Beschäftigung. Man führte die Stöße im Takt, und manches frische Bauernmädchen sang dazu ein lustiges Liedchen.

Im Spreewalde

Eine der eigenartigsten Landschaften unseres deutschen Vaterlandes ist der Spreewald, schön zu jeder Jahreszeit und viel besucht am Wochenend. Wenn im Frühling die Anemonen blühen und auf den Wiesen die Sumpfdotterblumen leuchten, dann lohnt sich der Besuch des alten Wendenlandes. Die höchste Prachtentfaltung aber bringen Mai und Juni. Die weiten Wiesenflächen haben ihr Hochzeitskleid angelegt, bunt und leuchtend wie der Sonntagsstaat der Spreewälderinnen. Der Storch, der Charaktervogel der Landschaft, schreitet, bei jedem Schritt mit dem Kopfe nickend, am Abzugsgraben dahin. Der rote Dolchschnabel schießt ins



Brennholz im Kahn

Das Spreewaldhaus

Gras und packt den Frosch, und Meister Langbein verschluckt den zappelnden Springkünstler. In der Heuernte verlieren die Wiesen ihren Farbenschmuck, dafür beleben die Spreewälder in ihrer bunten Tracht die Landschaft. Im Hochsommer können in dem wasserreichen Gelände die Mücken recht lästig werden. Der Spätsommer dagegen lockt zum Besuch der eigenartigen Gegend, denn die Luft ist klar und mückenfrei, und die bunten Farben des Gilbharts erfreuen das Auge. Im Winter bei starkem Frost erstarren die unzähligen Wasserwege, und auf der tragenden Eisdecke gleiten die Schlittschuhläufer dahin, oder der Stoßschlitten saust über die blanke Bahn. Ja, schön ist der Spreewald zu allen Jahreszeiten!

Der Spreewald ist die wannenartige Erweiterung eines Urstromtales, das die Schmelzwasser der Gletscher am Ende der Eiszeit einst schufen. Der Mensch ist schon vor Jahrtausenden in die Sumpfwildnis eingedrungen. Den Beweis dafür liefern die zahlreichen Bodenfunde, die Gräberfelder der Bronze- und Eisenzeit und die Ringwälle und Befestigungsanlagen, die den Bewohnern als Fluchtburgen dienten. — In uralter Zeit deckte ein weites Waldgebiet den Boden. Unter der Einwirkung des Menschen schwand der Wald, und heute beträgt er nur ein Fünftel der Gesamtfläche. Der Landescharakter wurde ein anderer, der Auwald entstand, bestehend aus weiten Wiesen, Erlenbrüchen und Laubwaldinseln. Der typische Baum der Gegend ist die Schwarzerle. Aber auch die Eiche wächst dort, ferner Buche und Esche, Weide und Pappel, Linde und Birke. Den Unterwuchs im Walde bilden Hartriegel, Traubenkirsche, Himbeere und Brombeere, und Zaunwinde und Hopfen verflechten Busch und Baum zu einem kaum durchdringbaren Dickicht.

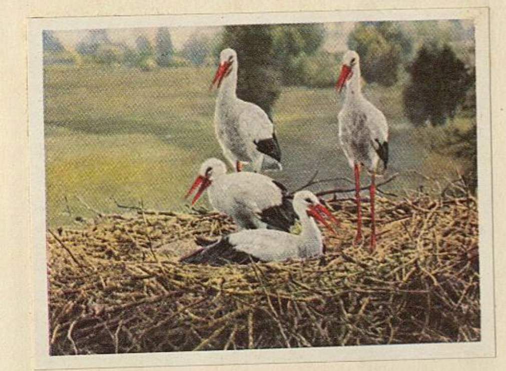
Die wichtigsten Verkehrswege von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf sind die Wasseradern. Meistens sind es natürliche Spreearme oder einmündende Nebenflüsse, oft aber auch Entwässerungskanäle, die in gerader Richtung die Landschaft durchschneiden. Die Gewässer des Spreewaldes haben ein äußerst geringes Gefälle. Bei Hochwasser treten deshalb Überschwemmungen ein, die lange das Land bedecken und schweren Schaden anrichten, wie es im Juni 1926 der Fall war.

An den Wasserwegen liegen die Gehöfte, von Bäumen überschattet, von Buschwerk umschlossen. Die niedrigen Blockhäuser sind in uraltem Stile erbaut. Sie ruhen auf einer Feldsteinunterlage. Die Wände bestehen aus Stämmen und das Dach aus Schilf oder Stroh. In der Mitte des Hauses liegt die Küche und zu beiden Seiten ein großes Zimmer mit mächtigen Kachelöfen. Die ungetünchten Holzwände der Wohnräume geben diesen ein anheimelndes Aussehen. Die Ausstattung besteht vielfach aus schön verzierten Stühlen, Tischen, Schränken und Truhen, die von den Vorvätern vererbt sind. Wie häßlich dagegen wirken die geschmacklosen, billigen, modernen Einrichtungen, die auch bereits Eingang gefunden haben. Getrennt von dem Wohnhause liegen Stall, Scheunen und Bootshaus.

In dem früher schwer zugänglichen Wald- und Sumpfgebiet hat sich der wendische Volksstamm bis heute erhalten. Das Volkstum ist aber im Schwinden, und bald wird es der Vergangenheit angehören. Im Unterspreewald hört man die wendische Sprache nicht mehr, auch die Tracht ist gänzlich verschwunden. In einigen Gebieten des Oberspreewaldes aber ist Wendisch noch die Muttersprache. Die Kinder erlernen sie von den Eltern, und erst die Schule übermittelt ihnen die deutsche Sprache. Länger als die Sprache hat sich die schöne wendische Frauentracht erhalten. Man findet sie auch im deutschen Sprachgebiet. Typisch für die Tracht ist der weite fußfreie Faltenrock, das Mieder und Brusttuch und das Kopftuch, in Schmetterlingsform gebunden. Der Besucher des Spreewaldes wird manche kleine Unterschiede in der Tracht erkennen. Der Einheimische, dem die Abweichungen geläufig sind, ersieht aus ihnen den Wohnort der Trägerin, und er erkennt ferner, ob es eine Braut, Frau oder Witwe ist. Die Tracht ist äußerst farbenfreudig, und wer einen hübschen Anblick haben will, beobachte die Spreewälderinnen bei ihrem Kirchgang in Burg. Wie leuchten die roten und grünen, die blauen und violetten Kleiderröcke, die hellfarbigen Seiden- und Atlasschürzen und die bunt bestickten Kopftücher! Schwarz und Weiß sind die Trauerfarben. Schwarz ist auch die Farbe des Brautkleides und der Tracht an hohen kirchlichen Feiertagen. Die Braut trägt an ihrem Hochzeitstage ein schwarzes Tuchkleid und einen breiten Spitzenkragen, der das Gesicht umrahmt. Die Brautkrone besteht aus Perlen, Flitter und Myrtenzweigen. Im Kahn fährt die Hochzeitsgesellschaft zur Kirche, im Kahn geht's zum Hochzeitshause zurück zur Festfeier. Alles vollzieht sich in den Schranken der Sitte, genau wie die Väter und Vorväter es hielten. Taufe und Begräbnis vollziehen sich ebenfalls nach altem Landesbrauch, bei üppigem Essen und Trinken. Der Spreewälder liebt das Feste-feiern, Musik, Gesang und Tanz. Selbst der Dudelsackpfeifer ist noch anzutreffen. — Die eigenartige Spreewaldlandschaft erfordert eine besondere Wirtschaftsweise. In früheren Zeiten lieferten die fischreichen Gewässer den Bewohnern einen großen Teil der täglichen Nahrung. Heute ist der Fischreichtum dahin, die Krebse sind fast ganz ausgestorben, aber die Fließe und Kanäle sind noch immer die Hauptverkehrswege wie in alter Zeit. Der Kahn ist für den Spreewälder unentbehrlich. Im Kahn bringt er den Ertrag der Felder ans Haus und auf den Markt. Schon die Knaben und Mädchen sind geschickt in der Kahnführung. Mit dem Stoßruder leiten sie ihn schnell und sicher durch die seichten, schmalen Wasserrinnen zum Schulhause. Was im Sommer der Kahn leistet, wird im Winter auf Schlittschuhen und Schlitten bewirkt. Das Heu wird aus den Stadeln und das Holz aus dem „Busch" herbeigeholt. Von allem Verkehr abgeschlossen ist der Spreewälder, wenn das Eis nicht mehr trägt, der

Nr. 246

Vorm Hackpflug



Die Storchfamilie

Nr. 248

Wendische Brauttracht



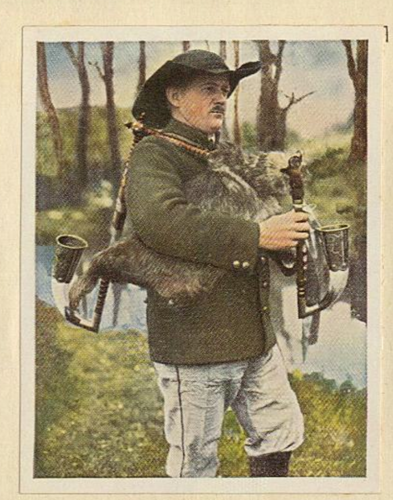
Hochzeitsfahrt

Nr. 250

Das Wendenkind

Kahn noch nicht benutzt werden kann und die Schmelzwasser alles überfluten. Dann ist er an sein Haus gefesselt, und er muß aushalten, bis die Natur ein Einsehen hat.

Der größte Teil des Spreewaldes besteht aus Wiesen, die in günstigen Jahren einen dreimaligen Schnitt zulassen, deshalb steht die Heuwirtschaft an erster Stelle. Unzählig sind die kegelförmigen Heuschober, die von dem Grasreichtum der Landschaft erzählen. Das weite Wiesengebiet des Spreewaldes ist in wenigen Händen. Die größten Flächen gehören zwei Grafen, der Stadt Lübbenau und der staatlichen Forstverwaltung. Diese verpachten die Wiesenflächen an Bauern, Kätner und Arbeiter. Die Wiesenwirtschaft gestattet eine starke Viehhaltung, und diese liefert für den Garten und Ackerbau den nötigen Dung. An Großvieh ist der Rinderbestand am stärksten. Daneben werden Schweine, Schafe und Ziegen gehalten und außerdem Pferde. Der Wasserreichtum des Landes hat die Aufzucht an Enten und Gänsen gefördert. — In der Umgegend von Lübbenau wird Gemüsebau in größtem Umfange betrieben. Der humusreiche, wasserfreie Boden liefert höchste Erträge. Der Anbau von Zwiebeln, Gurken und Meerrettich ist schon Jahrhunderte alt. Heute werden fast alle Gemüsearten in großen Mengen gezogen, der Kornbau dagegen geht mehr und mehr zurück. Die Herbstgemüsemärkte in Lübbenau sind mit gewaltigen Mengen beschickt. Die eingelegten sauren Gurken des Städtchens haben Weltruf. In neuerer Zeit hat sich auch der Obstbau eingebürgert, vor allem in der Gegend von Burg und Lübben und an den höher gelegenen Landstraßen. Die Erfolge sind zweifelhaft, denn der hohe Wasserstand wird seinen schädlichen Einfluß ausüben. Auf den höher gelegenen Ackerflächen gedeihen Getreide, Rüben und Kartoffeln vorzüglich. Der Flachsanbau ist im ganzen Gebiet noch allgemein. In vielen Häusern wird er noch mit der Hand versponnen, andere verkaufen ihre Ernte an die Webwarenfabriken der Gegend. — Die Spreewaldbewohner sind fest verwurzelt in der Heimat, treu den alten Sitten und halten fest am Volksglauben. Wenn nach der Überlieferung im Volke am Neujahrsmorgen der Hahn im Stalle kräht und die Horcherin das Ohr an die Tür lehnt, gibt's im Jahre eine Hochzeit. Die Hühner werden am gleichen Tage im Tonnenring gefüttert, dann legen sie fleißig bis zum Jahresende. Fastnacht und Kirmes sind echte, rechte Volksfeste, und das Ostersingen ist ein schöner alter Landesbrauch.



Der Dudelsackpfeifer



Die Spreewälderin



Neujahrsbrauch

In der Ostmark

„Kennt ihr mein Land? Am Strande Bernsteinsplitter
Von Götterkronen, die die Zeit zerschlug.
Hoch stehn die Burgen unserer Ordensritter.
Durch deutsches Land ging deutscher Väter Pflug.
Die Krönungsstadt ... Die schweren Kriegsgewitter ...
Sagt Neidenburg und Tannenberg genug?
Ein heißer Kampftag und ein zweiter, dritter
Grub leuchtend sich in der Geschichte Buch. —
Steilküsten, Schluchten, wild und sturmzerrissen ...
Weit blaut das Meer, die Silbermöwe kreist.
Masurens Wald ein Traum- und Schlummerkissen,
Das müden Seelen eine Ruhstatt weist.
Was wißt ihr von den letzten Bitternissen,
Wie fest uns Not und Schmerz zusammenschweißt?
Kennt ihr mein Land? Ach, ihr könnt niemals wissen,
Wie unser Herz mit diesem Land zerreißt!“

Eine Königsbergerin, Gertrud Liebisch, hat diese Worte der Heimatliebe für die Ostmark gefunden. Uns aber, die wir die Gegend durchstreift haben, von den Dünen der Nehrung bis zu den stillen Wäldern Masurens, sind die Zeilen aus der Seele gesprochen — schön ist das Land!

Zwanzig Jahre sind es her, es war kurz vor dem Ausbruch des großen Krieges, da war ich zum erstenmal auf der Kurischen Nehrung, und die Eindrücke von damals sind im Gedächtnis haften geblieben, denn sie waren neuartig und packend und dadurch unverlierbar. Das Haff und das freie Meer nährt die Bewohner in den Dörfern. Die Fischerei ist der wichtigste Erwerbszweig. Das Räuchern von Flundern und Aalen wird von den Frauen besorgt. Auffallend sind die vielen kleinen struppigen Pferde, die von den Nehrungsbewohnern gehalten werden. Es sind anspruchslose, zähe Tiere, die ein dürftiges Futter bekommen und viel leisten müssen. Nach harter Tagesarbeit bringt man sie nicht in den Stall zur gefüllten Krippe, sondern sie werden auf die Weide oder in den Wald gejagt und können sich dort ihr Futter suchen und aus den Wasserlöchern ihren Durst stillen. Schon die Kinder, ob Knaben oder Mädchen, sind leidenschaftliche Reiter. So ist es in ganz Ostpreußen, die Ostmark ist eben das Pferdeland. Der Ostpreuße wird, wie das Sprichwort sagt, mit dem Zaum in der Hand geboren. Nicht nur die Männer, auch die Frauen reiten dort, natürlich nach Männerart. Der Deutsch-Ritterorden hatte das angeborene Talent der eingeborenen Bevölkerung erkannt und gefördert. Zur Förderung der Pferdezucht richtete er Stütereien ein, die nach dem Verfall des Ordens zur Bedeutungslosigkeit herabsanken. Friedrich Wilhelm I., der Schöpfer des preußischen Verwaltungsstaates, faßte alle diese kleinen Stütereien zu einer großen Zuchtanstalt zusammen und begründete damit das preußische Hofgestüt Trakehnen. Inmitten einer Fläche von über 4000 Hektar liegt auf einer Anhöhe

Nr. 254

Der Ostmärker



Die Fischerfrau



Der Ruhesitz

Nr. 257

Der Bauernhof

Nr. 258

Trakehnen

Nr. 259

Ein prächtiger Hengst

das Schloß Trakehnen, das vor zweihundert Jahren erbaut wurde. Es ist ein zweistöckiger Bau von ruhiger, edler Vornehmheit, überschattet von alten Bäumen. Vor dem Hause steht die Bronzestatue von „Morgenstrahl“, einem prachtvollen Halbbluthengst, dem Vater vieler Geschlechter.

Das Hauptgestüt Trakehnen ist richtunggebend gewesen für die ostpreußische Pferdezucht, die einen Umfang genommen hat wie in keinem anderen deutschen Lande. Der Boden der Ostmark ist kalkhaltig und futterwüchsig. Der Rotklee gedeiht vorzüglich, und er liefert ein nahrhaftes, knochenbildendes Futter. Die Bedeutung der ostpreußischen Pferdezucht ist klar ersichtlich aus der Tatsache, daß vor dem Kriege über die Hälfte aller Militärpferde von dort an die Heeresverwaltung geliefert wurde. Die Stutenhaltung liegt in der Ostmark vornehmlich in den Händen der Bauern. Die halbjährigen Füllen werden auf dem großen Fohlenmarkt in Insterburg oder auf kleinen Märkten in den Landstädten verkauft. Die Großgrundbesitzer sind vielfach die Käufer. Sie ziehen die Füllen auf und verkaufen sie als Remonte. Die besten Pferde liefert die Umgegend der Städte Gumbinnen, Insterburg, Stallupönen, Darkehmen, Pillkallen und Ragnit. Die von einem staatlichen Hengst gefallenen Fohlen können auf dem rechten Hinterschenkel den ostpreußischen Gestütsbrand, eine kreisförmige geschlossene Krone, erhalten. Der Stutbuchverein zeichnet die Füllen eingetragener Tiere durch einen Brand in Form eines doppelten Elchgeweihes, während Trakehnen eine einfache Elchschaufel als Abzeichen führt. Neben dem Gestüt in Trakehnen gibt es in der Ostmark noch verschiedene Privatgestüte, die ebenfalls hohe Zuchterfolge aufweisen. So manches gelehrige Zirkuspferd ist hier aufgewachsen, und manches prächtige Wagen- oder Reitpferd ist von dort geliefert.

Neben der Pferdezucht ist in der Ostmark die Rindviehhaltung von größter Bedeutung. Auf den Riesengütern des Landes sieht man vorzügliche Herdbuchtiere, die von den Tierzuchtmeistern versorgt und gepflegt werden. Es sind tüchtige Leute in ihrem Fach, zuverlässig und selbstbewußt, und stolz auf ihre Tiere, als wenn's ihr Eigentum wäre. In der Tilsiter Ebene blüht vor allem die Käserei. Der Fettkäse aus der Gegend ist weit bekannt.

Wer einen Einblick in das ostpreußische Volksleben gewinnen will, der muß den Wochenmarkt in den Landstädtchen besuchen, sehen wir uns ihn an in Neidenburg. In der Stadtmitte liegt der riesige Marktplatz, wie wir ihn in diesen Ausmaßen nur im Osten finden. Am Marktmorgen sind die Zufahrtsstraßen zur Stadt überaus belebt. Aus einer Entfernung von zwanzig Kilometer und mehr kommen die Bauern auf ihren leichten Wagen dahergefahren. Auch die Frauen sind mit. Sie tragen Kopftücher, und die Männer haben die Pfeife im Mundwinkel.

Nr. 260

Auf dem Wege zur Weide



Der Pferdehirt

Die Landleute bringen die Produkte, die die Landwirtschaft liefert, auf den Markt, der Handel setzt ein. Hier quietschen Ferkel, die den Besitzer wechseln. Dort wird ein Pferd verkauft und da um ein Fohlen gehandelt. Wenn die Waren verkauft sind, werden Einkäufe getätigt. Die Heringstonnen stehen in Reihen, und die Fischhändler haben guten Absatz, denn der Salzhering ist in der Ostmark ein Volksnahrungsmittel. In den Läden drängen sich die Käufer, und in den Wirtschaften wird mancher Kümmel getrunken. Um die Mittagszeit rollen die ersten Wagen heimwärts, die Nachzügler aber sind noch am Spätnachmittage im Städtchen. Die landschaftlich schönste Gegend des ostpreußischen Binnenlandes ist das Gebiet der Seen, die Masurische Schweiz. Der gewaltige Mauersee mit seinen vielen bewaldeten Inseln und großen Ausbuchtungen fesselt jeden Naturfreund. Dasselbe muß gesagt werden vom Spirdingsee, vor allem aber vom Beldahn- und Niedersee, die in die Johannisburger Heide hineingreifen und die weite Waldeinsamkeit mit ihrem blinkenden Spiegel beleben. Die Seen Masurens sind überaus fischreich. Hier fängt man noch den Riesenhecht und den mächtigen Wels. Der berühmteste Fisch der Gegend aber ist die Maräne, die geräuchert von Nikolaikan verschickt wird. Den gleichen Ruf genießen die Flußkrebse, die in den ostpreußischen Gewässern noch häufig sind.

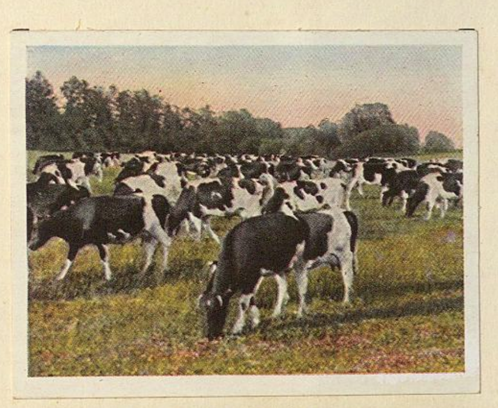
Der Wald Masurens besteht mit wenig Ausnahmen nur aus Kiefern und Fichten. Das größte Waldgebiet ist die Johannisburger Heide zwischen dem Spirdingsee und der polnischen Grenze. In einigen Waldteilen gedeiht die Eiche. In den moorigen Gründen wachsen Erle und Birke. Der Wald ist wildreich. In manchen Wintern wechseln Wölfe von Polen ein, die meistens nur eine kurze Gastrolle geben. Die Unruhe des Wildes verrät ihre Anwesenheit. Es werden Jagden abgehalten, und der Grauhund wird erlegt, oder er wechselt zurück ins polnische Gebiet.

Die Bevölkerung Masurens sind teils Deutsche, die vornehmlich in den Städten, teils Masuren, die namentlich in den Dörfern wohnen. Die letzteren sind polnischer Abstammung und hängen zäh an ihrer Sprache, einer polnischen Mundart, die stark mit deutschen Wörtern durchsetzt ist. Die Masuren sind klein von Gestalt, gutmütig und bescheiden, fleißig und sparsam. Ihr Hauptgewerbe ist die Landwirtschaft. In den Walddörfern finden sie als Forstarbeiter ihre Beschäftigung. Der Boden ist in den meisten Gebieten ertragreich.

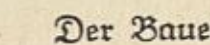
Bevor wir die schöne Ostmark verlassen, wollen wir Marienburg besuchen, den ehemaligen Wohnort der Ordensmeister der Deutschritter. Das schöne Schloß ist das herrlichste weltliche Bauwerk, das wir in Deutschland aus dem Mittelalter besitzen. Nach wechselvoller Geschichte hat man sich des verfallenen Bauwerks angenommen und damit ein Kulturdenkmal aus alter, großer Zeit vor dem Untergang bewahrt.

Nr. 262

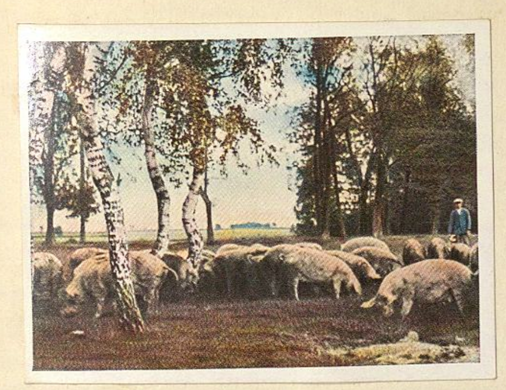
Der Melker



Auf der Weide



Der Bauer



Der Schweinehirt

Der Erntedank auf dem Bückeberg

Still, ganz still war es jahrhundertelang auf dem Bückeberg. Von der Landstraße, in der Nähe des kleinen, berühmten Moorbades Eilsen oder vom Städtchen Obernkirchen in Schaumburg-Lippe, erreicht man auf breitem Wege, der hier und dort etwas sandig ist, die Bergkuppe. An den Seiten der Straße stehen mächtige Eichen, herrliche Buchen und dunkle Tannen im dichten Bestande.

Vom Bergrücken aus genießt man einen prächtigen Ausblick, der jeden Besucher entzückt. Dort erstrecken



Auf dem Bückeberge

sich die Hamelner Gebirgszüge, und hier überfliegt das Auge das wellige Lipper Land. Da und dort blinkt das Silberband der Weser, gerahmt von Wald und Weide, Wiese und Feld. Bei klarer Sicht winkt von der Höhe des Teutoburger Waldes das gewaltige Standbild Hermanns des Befreiers. Das Schwert des germanischen Helden ragt in den blau verschwimmenden Dunst an der Kimmung. Den klaren Fernblick zur Grotenburg wünscht sich jeder Besucher des Berges. Der freundliche Wirt des schlichten Gasthofes auf der Höhe lenkt die Blicke der Besucher oder verweist auf das große Fernrohr, das das Gesichtsfeld des Auges vertieft. Es ist still und ruhig auf der Kuppe des Bückeberges. Der Kaffee des Gasthofs ist echt, und ein klarer Trunk und schmackhafter Happen wird dort den Gästen geboten. So war es einst — und jetzt?

Der Gipfel des Berges ist geebnet und hergerichtet zur Abhaltung des Erntedankfestes des deutschen Bauernvolkes. Am 1. Oktober kommen die Bauern aus Nord und Süd, aus Ost und West zu Hunderttausenden nach dem Bückeberge. Viele tragen die alten Volkstrachten, die lange in den Bauerntruhen schlummerten und nie oder nur selten zum Vorschein kamen. Was früher war und dann veraltet schien, ist jetzt wieder zur Wertschätzung gelangt. Dort stehen die Friesinnen in ihren dunklen Kleidern mit dem reichen Silberschmuck. Daneben leuchten die prächtigen Trachten des Bückeburger Landes.

Aus allen Gauen Deutschlands kommen sie, Mädchen und Burschen, Männer und Frauen, braungebrannt von der Sonne. Welch farbenfrohes Bild! Und wie leuchten die Augen derer, die auf dem Berge versammelt sind. Der Nährstand ist wieder zu Ehren gekommen, der Bauer ist anerkannt im Dritten Reich. Die SS., SA. und der Arbeitsdienst sind gekommen mit ihren Standarten und Fahnen. Andere wieder tragen die Erntekränze auf Stangen, umjubelt von der Volksmenge. Die Menschenmassen ordnen sich. In der

Nr. 267

Der Führer

Ferne erklingt ein brausendes „Heil", der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler naht. Die Menge reckt die Schwurhand zum Himmel, und der Heilruf der Hunderttausende rollt über Berg und Tal. Endlich Schweigen! Der Führer spricht, tief und schlicht, wie es seine Art ist:

„Zum zweiten Male treffen wir uns hier auf diesem gewaltigen Bergeshang. 700000 Männer und Frauen sind zusammengekommen, um erneut ein Bekenntnis abzulegen zum deutschen Volk und zum Deutschen Reich. Vor wenigen Jahren schien eine solche Kundgebung unmöglich zu sein. Und doch gab es auch damals eine deutsche Heimat und deutsche Menschen. Der Traum einer solchen Demonstration deutschen Gemeinschafts- und Lebenswillens konnte nur im neuen Reich seine Verwirklichung finden. Es ist der Gedanke der deutschen Volksgemeinschaft, der nun vor uns mit sieghafter Kraft seine Auferstehung feiert. Rätselhaft bleibt vielen das Wunder dieser deutschen Auferstehung, weil die Welt im Partei- und Klassenwahn befangen ist.

Als wir am 30. Januar des vergangenen Jahres das Erbe antraten, hieß es für uns augenblicklich handeln. Aus dem ganzen Reiche kam ein einziger Notschrei: die Städte vor dem finanziellen Ruin, die Dorfgemeinden im Zusammenbruch, die Industrie vor dem Zusperren der letzten Fabriken, der Handel vor dem vollständigen Erliegen, das Bauerntum in vielen Gebieten mitten in der Auspfändung, ein Drittel aller erwerbsfähigen Menschen zum Stempelngehen verdammt und überall Schulden und leere Kassen. Das war das Erbe, und wenn es heute in Deutschland Leute gibt, die sagen, daß wir dauernd mit Schwierigkeiten zu kämpfen hätten, dann kann ich ihnen das nur aufrichtig bestätigen. Wir haben hinter uns eine Zeit, die mit zu der schwersten der deutschen Geschichte gehört.

Wenn ich nun als Nationalsozialist und Führer des deutschen Volkes und Reiches mich verantwortlich fühle für Dasein und Zukunft des ganzen deutschen Volkes, so freue ich mich doch, am Erntedankfest heute, Sie, meine deutschen Bauern, wieder vor mir zu sehen. Denn neben dem Kampf gegen die Arbeitslosigkeit haben wir als eine der wichtigsten Aufgaben die Rettung und Sicherung unseres Bauerntums angesehen und bezeichnet. In ihm sehen wir nicht nur die Quelle der Ernährung, sondern auch der Erhaltung unseres Volkes. Die Übernahme dieser Aufgabe ist für den Nationalsozialismus etwas Selbstverständliches, denn eine Zukunft des deutschen Volkes ist nur zu sehen, wenn das Fundament auf dem Bauerntum beruht. In ihm sehen wir weiter den gesunden Gegenpol gegen die intellektuelle Verstädterung. Stirn und Faust gehören zusammen. Sowenig es nun auf die Dauer eine Diktatur des Proletariats über den Verstand gibt, sowenig gibt es eine Diktatur einer eingebildeten und verbildeten, volksfremden geistigen Oberschicht über eine endlich nicht mehr wollende breite Masse von handarbei-

Nr. 269

Bauerntrachten

tenden Menschen. Und wenn sich die Weisheit mit der primitiven Kraft der Selbstbehauptung vereinigt, kann auf die Dauer ein Volk erfolgreich seinen Lebenskampf bestehen. Dazu aber ist es nötig, daß der Hochmut der einzelnen Stände und Klassen ausgerottet wird. Sie sehen hier auf dem Felde Tausende Männer des Deutschen Arbeitsdienstes. Durch diese Einrichtung ist der deutschen Volksgemeinschaft gedient und damit mehr für die Rettung des Bauernstandes getan, als alle anderen Regierungsmaßnahmen fertigbringen könnten. Die Arbeitsdienstpflicht wird die Handarbeit erlösen von ihrer gesellschaftlich verächtlichen Einschätzung. Wenn Menschen ein richtiges Ziel ins Auge fassen und es dann tapfer und mutig unentwegt verfolgen, dann wird



Die Erntekronen

ihnen am Ende eines Tages die allmächtige Vorsehung doch noch die Früchte ihres opfervollen Ringens geben; denn Gott hat noch keinen auf dieser Welt verlassen, der sich nicht selbst verlassen hat."

Der Führer hat gesprochen. Er zeigte der lauschenden Menge die Mittel und Wege zur Erhaltung des Bauernstandes. In manches Herz, das um die vererbte Scholle bangte, zieht nun Hoffnung ein, und ein ungeheurer Jubel erhebt sich. Das ist ein Erntedankfest,

Nr. 270

Die Schnitterinnen

wie es die deutsche Erde noch niemals sah. Der Führer schreitet durch die Menge und mustert die Trachten der Bauern und Bäuerinnen der verschiedenen Gaue, die den Weg säumen. Ja, es gibt noch Volkstum in Deutschland, und ohne Volkstum kein Volk! Und immer wieder bricht die begeisterte Menge in Heilrufe aus, bis der Führer in seinen Wagen steigt und den Festplatz verläßt.

